

Latein



Forum

Heft 57 / 2005

- Utopie
- Herbert v. Clairvaux
- Prinzenreise durch Tirol
- Antike im Internet
- Sprachgeschichtliches
- Lehrplandiskussion
- Latein Forum Bibliothek

Inhaltsverzeichnis

- **Frau und Utopie. Zur antiken Tradition moderner Frauen-Utopien** 1 - 20
(Mario Klarer, Innsbruck)
- **Geschichten aus Clairvaux. Mirakel und Visionen aus dem 12. Jahrhundert** 21 - 38
(Gabriela Kompatscher-Gufler, Innsbruck)
- **Ein Prinz reist durch Tirol, Teil III. Stephanus Vinandus Pighius, Hercules Prodicus (1587)** 39 - 50
(Florian Schaffenrath, Innsbruck)
- **Antike im Internet** 51 - 54
(Gottfried Siehs, Innsbruck)
- **„Ambitionen“, „Kandidat“** 55 - 56
(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)
- **Diskussion zum neuen Lehrplan** 57 - 70
(Fritz Lošek, Niederösterreich, Hermann Niedermayr, Walter Mader, Innsbruck)
- **Latein Forum Bibliothek** 71 - 87
(reinhard senfter, innsbruck)

Titelbild: Amazonen, frühneuzeitliche Darstellung

Kontaktadressen = Redaktion Latein Forum

Christine Leichter, Kapuzinerstr. 8, 6020 Innsbruck 0512/56 02 15
 Harald Pittl, Recheisstr.8, 6060 Hall i.T. 05223/53 0 45
 Reinhard Senfter, Höttinger Au 84d 0512/28 78 11
 Michael Sporer, Templstr. 4, 6020 Innsbruck 0512/93 31 23
 Otto Tost, Amraserstr. 25, 6020 Innsbruck 0512/39 19 02

Email: latein-forum@tsn.at
http://www.latein-forum.tsn.at/

Impressum: Latein Forum (gegründet 1987),
 Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,
 c/o Institut für Klassische Philologie, Innrain 52/I, A-6020 Innsbruck

Bankverbindung: HYPO-BANK (BLZ 57000) 210 080 477
Bitte bei Auslandsüberweisung angeben: IBAN AT22 5700 0002 1008 0477
BIC HYPAT22

Frau und Utopie. Zur antiken Tradition moderner Frauen-Utopien

Mario Klarer

Am Anfang der 70er Jahre schrieb der Utopieforscher Robert C. Elliott, "although the search for utopia, for the good life, continues, literary utopia is all but dead".¹ Elliott hat aus der Perspektive der frühen 70er Jahre sicher nicht Unrecht, besonders wenn man diese Aussage auf die von Männern verfassten Utopien bezieht. Auch heute noch träfe Elliotts Analyse größtenteils zu, würde man die produktivste Linie des Genres Utopie mit Werken wie Monique Wittigs *Les Guérillères* (1969), Ursula Le Guins *The Dispossessed* (1974), Joanna Russ' *The Female Man* (1975), Marge Piercys *Woman on the Edge of Time* (1976), Sally Miller Gearharts *The Wanderground* (1979) oder Margaret Atwoods *The Handmaid's Tale* (1985) außer Acht lassen. Die späten 60er Jahre mit ihren Emanzipations- und Revolutionsbestrebungen bewirkten nämlich eine umfassende Erneuerung utopischer Hoffnung. Gerade die Frauenbewegung hat Anfang der 70er Jahre als zentraler Teil dieser Aufbruchsstimmung einen sehr großen Einfluss auf die literarische Utopie ausgeübt und der totgeglaubten Gattung zu einer Renaissance verholfen. In den letzten zwei Jahrzehnten haben literarische Frauenutopien und feministische Science-Fiction diesem Genre den Zugang zum literarischen Establishment eröffnet.

Die literarische Frauenutopie wurzelt in einer langen Tradition von wenig bekannten bzw. von der Literaturgeschichte weitgehend verschwiegenen Werken, die im ausgehenden viktorianischen Zeitalter und am Anfang des 20. Jahrhunderts eine erste Blüte erfahren haben. Die feministische Literaturwissenschaft hat sich dieses vernachlässigten Genres angenommen und dem 'männlichen' Utopiekanon eine weibliche Utopietradition gegenübergestellt.² Die vorliegende Untersuchung knüpft an diese Arbeiten an, möchte jedoch auf thematische Vorbilder dieser von Frauen verfassten Utopien eingehen und den Topos 'Geschlecht' in antiken utopischen (d.h. von männlichen Autoren verfassten) Texten nachzeichnen.³ Da das

¹ Robert C. Elliott, "Literature and the Good Life: A Dilemma," *Yale Review* 65 (1975): 37.

² Von der zahlreichen Literatur, die seit Anfang der 80er Jahre erschienen ist, vgl. vor allem Marleen S. Barr, *Future Females: A Critical Anthology* (Bowling Green, OH: Bowling Green State University Popular Press, 1981); Tom Staircar, ed., *The Feminine Eye: Science Fiction and the Women Who Wrote It* (New York: Frederick Ungar Publishing Co., 1982); Marleen S. Barr and Nicholas D. Smith, eds., *Women and Utopia: Critical Interpretations* (Lanham: University Press of America, 1983); Ruby Rohrlich and Elaine Hoffman Baruch, eds., *Women in Search of Utopia: Mavericks and Mythmakers* (New York: Schocken Books, 1984); Dagmar Barnouw, *Die versuchte Realität oder von der Möglichkeit, glücklichere Welten zu denken* (Meitingen: Corian-Verlag, 1985); Annette Keinhorst, *Utopien von Frauen in der zeitgenössischen Literatur der USA* (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1985); Tom Moylan, *Demand the Impossible: Science Fiction and the Utopian Imagination* (London, New York: 1986), der Band ist auch in deutscher Übersetzung erhältlich: Tom Moylan, *Das Unmögliche verlangen: Science Fiction als Kritische Utopie* (Hamburg: Argument, 1990); Marleen S. Barr, *Alien to Femininity: Speculative Fiction and Feminist Theory* (New York, London: Greenwood Press, 1987); Denise Du Pont, *Women of Vision* (New York: St. Martin's Press, 1988); Nan Bowman Albinski, *Women's Utopias in British and American Fiction* (London, New York: Routledge, 1988); Sarah Lefanu, *Feminism and Science Fiction* (Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press, 1989); Fances Bartkowski, *Feminist Utopias* (Lincoln, London: University of Nebraska Press, 1989).

³ Außer den folgenden Aufsätzen gibt es keine Versuche, auf das Problem Frau und Utopie in Werken von Männern einzugehen, wobei aber antike Texte in keiner Weise miteinbezogen werden: Elaine Hoffman Baruch, "Women in Men's Utopias," *Women in Search of Utopia: Mavericks and Mythmakers*, Elaine Hoffman Baruch and Ruby Rohrlich, eds. (New York: Schocken Books, 1984):

Thema Frauenutopie sehr in das literaturwissenschaftliche Interesse gerückt ist, jedoch eine motivgeschichtliche Analyse der Geschlechtsfrage in der von männlichen Autoren dominierten Utopietradition noch nicht unternommen wurde, versucht die vorliegende Untersuchung, das Thema Frau über das eigentliche Genre Frauenutopie hinaus zu problematisieren. Durch eklatante thematische Überschneidungen zeitgenössischer Texte mit antiken Elementen bot sich eine Analyse antiker Utopie unter dem Blickwinkel Geschlecht geradezu an, um das relativ neue Genre der Frauenutopie so in einen breiten motivgeschichtlichen Rahmen stellen zu können. Für diese Vorgangsweise spricht auch, dass die Wurzeln des Genres und dessen Name auf die griechische Antike zurückgehen. Weiters ist eine Fülle von Material zur Fragestellung 'Funktion von Weiblichkeit' in diesen Quellen vorhanden, wodurch viele Anknüpfungspunkte zur zeitgenössischen Utopie gegeben sind.⁴

Der Begriff Utopie, eine neuzeitliche Konstruktion des Engländers Thomas Morus aus zwei griechischen Bestandteilen (οὐ - nicht + τόπος - Ort, Platz), hat nicht nur sprachlich seine Ursprünge in der Antike, sondern bezieht sich auch inhaltlich auf griechisches Gedankengut. In dem Prooimion zu seiner *Utopia* umreißt Morus den neu eingeführten Begriff und die dem Werk zugehörige Tradition:

Utopia priscis dicta ob infrequentiam,
Nunc civitatis aemula Platonicae,
Fortasse victrix (nam quod illa litteris
Deliniavit, hoc ego una praestiti)
Viris et opibus optimisque legibus
Eutopia merito sum vocanda nomine.

209-218; Jean Pfaelzer, "A State of One's Own: Feminism as Ideology in American Utopias 1880-1915," *Extrapolation* 24.4 (1983): 311-328 und Lyman Tower Sargent, "An Ambiguous Legacy: The Role and Position of Women in the English Eutopia," *Extrapolation* 19.1 (1977): 39-49.

⁴ Eine allgemeine Einführung in utopisches Denken mit Verweisen auf antike Utopika gibt das monumentale Werk Frank E. Manuel and Fritz P. Manuel, *Utopian Thought in the Western World* (Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press, 1979). Einen guten Überblick über antikes utopisches Denken geben folgende Arbeiten: Baldry H.C., *Ancient Utopias* (London, Southampton: University of Southampton Press, 1956); Reinhold Bichler, "Athen besiegt Atlantis. Eine Studie über den Ursprung der Staatsutopie," *Conceptus: Zeitschrift für Philosophie* 20 (1986): 71-89; Reinhold Bichler, "Utopie und gesellschaftlicher Wandel. Eine Studie am Beispiel der griechisch-hellenistischen Welt," *Gesellschaftliche Prozesse: Beiträge zur historischen Soziologie und Gesellschaftsanalyse*, ed. K. Acham (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1983): 15-27; Reinhold Bichler, "Zur historischen Beurteilung der griechischen Staatsutopie," *Grazer Beiträge. Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft* 11 (1984): 179-206; Horst Braunert, "Theorie, Ideologie und Utopie im griechisch-hellenistischen Staatsdenken," *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 14 (1963): 145-153; Horst Braunert, "Utopia. Antworten griechischen Denkens auf die Herausforderung durch soziale Verhältnisse," *Gesammelte Aufsätze und Reden* (Kiel: Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, 1969): 66-84; John Ferguson, *Utopias of the Classical World* (London: Thames & Hudson Ltd, 1975); Moses I. Finley, "Utopianism Ancient and Modern," *The Critical Spirit: Essays in Honor of Herbert Marcuse*, eds. K. H. Wolff and B. Moore (Boston: Beacon Press, 1967): 3-20; Helmut Flashar, *Formen utopischen Denkens bei den Griechen*, Heft 3 der Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, ed. Robert Muth (Innsbruck: Verlag des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 1974); Rigobert Günther und Reimar Müller, *Das Goldene Zeitalter: Utopien der hellenistisch-römischen Antike* (Stuttgart, Berlin: Kohlhammer 1988); Bernhard Kytzler, "Utopisches Denken und Handeln in der klassischen Antike (1971)," *Der Utopische Roman*, eds. Robert Villgrader und Friedrich Krey (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973): 45-68; Reimar Müller, *Sozialutopisches Denken in der griechischen Antike*, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Gesellschaftswissenschaften; 1982 Nr. 3/G. (Berlin: Akademie Verlag, 1983); Robert von Pöhlmann, *Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt*, 3rd ed. 2 vols. (München: C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1925); Edgar Salin, *Platon und die griechische Utopie* (München, Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot, 1921).

Utopia hieß ich bei den Alten wegen meiner Einsamkeit.
Nun bin ich Rivalin des Platonischen Staates,
Vielleicht sogar Siegerin über ihn, denn was er mit Worten
bezeichnet hat, das habe ich allein dargeboten
mit Männern, Schätzen und optimalen Gesetzen:
Eutopia ist der Name, mit dem ich rechtens zu nennen bin.⁵

Morus gibt der literarischen Gattung den Namen, sieht sich aber keineswegs als Erfinder der Utopie, sondern stellt sein Werk durch Verweise auf Platons *Politeia* bewusst in eine bereits vorhandene Tradition.⁶ Es soll nun gezeigt werden, dass auch Platon, dem 'Vater' der Staatsutopie, eine Vielfalt literarisch utopischen Gedankenguts vorausgegangen ist. Sicherlich haben Platons Visionen eines Frauen- und Kinderkommunismus das utopische Denken besonders in der Frage der Geschlechterrollen geprägt. Hier sollen jedoch auch andere weniger bekannte antike Texte herangezogen werden, um die bevorzugte Behandlung Platons in Hinblick auf das Thema Frau in der antiken Utopie etwas zu relativieren. Die folgende Untersuchung stützt sich auf Erscheinungsformen antiker Utopika, die von Schlaraffenlandidyllen bis zu differenzierten staatstheoretischen Entwürfen reichen und maßgeblich auf die spätere Staatsutopie eingewirkt haben.⁷ Dabei soll ein breites Spektrum antiken utopischen Denkens mit dem Thema Geschlecht in Verbindung gebracht werden. Unter der Vielfalt staatsutopischer Entwürfe aus der antiken Literatur haben vor allem Sündenfallmotive, Amazonenmythen, utopisch-satirische Rollentauschberichte und Vorstellungen eines Kinder- und Frauenkommunismus eine geschlechtsorientierte Topik sowohl in die weibliche als auch männliche Tradition des Genres der Utopie eingebracht. Einige dieser Texte sollen im Folgenden in einem motivgeschichtlichen Überblick vorgestellt werden.

Sündenfallmotiv und Verdinglichung des Weiblichen

Die ersten Spuren der Beziehung Geschlecht und Utopie sind in der frühesten griechischen Literatur zu suchen.⁸ Die Visionen eines Goldenen Zeitalters in Hesiods Lehrgedichten *Werke*

⁵ Thomas Morus, *Utopia*, Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts, vol. 2, eds. V. Michels und Th. Ziegler (Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1895): XLII; Übersetzung aus Bernhard Kytzler, "Zur neulateinischen Utopie," *Utopieforschung: Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, ed. Wilhelm Voßkamp (1982), vol. 2 (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1985): 198.

⁶ Einer dieser Verweise auf Platons *Politeia* in Morus *Utopia* findet sich zum Beispiel auch in Gilles Brief an Busleiden: "for it's like Plato's *Republic*, only better"; Thomas More, *Utopia*, trans. Paul Turner (Harmondsworth: Penguin Books Ltd., 1981): 34.

⁷ Verallgemeinernd kann man mit Kytzler diese antiken utopischen Texte in zwei Gruppen unterteilen: Die Zeugnisse utopischen Denkens in den antiken Schriften gliedern sich grundsätzlich in zwei große Bereiche: deskriptive und konstruktive Texte [...]. Die konstruktiven Texte haben Utopie zum zentralen Thema, die deskriptiven sind meist nur Marginalien in einem größeren, andersorientierten Zusammenhang. Die konstruktiven Utopien entwerfen einen Plan oder ein Bild, um ein bestimmtes gefasstes Modell menschlicher Glückseligkeit zu verwirklichen: Die deskriptiven begnügen sich damit, einen Einzelzug aus dem weiten Arsenal menschlichen Wunschdenkens auszumalen: Ihre Grundhaltung ist nicht konstruktiv, sondern illusionär und evasiv.

Bernhard Kytzler, "Utopisches Denken und Handeln in der klassischen Antike (1971)," *Der Utopische Roman*, eds. Rudolf Villgrader und Friedrich Krey (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973): 52-53.

⁸ Zum vorplatonischen utopischen Denken vgl. Bodo Gatz, *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen* (Tübingen: phil. Diss., 1964; Spudasmata 16. Hildesheim: Olms, 1967); A. Giannini, "Mito e Utopia nella letteratura greca prima di Platone," *Rendiconti dell'Istituto Lombardo, Classe di Lettere* 101 (1967): 101-132 und Moses Hadas, "Utopian Sources in Herodotus," *Classical Philology* 30 (1935): 113-121.

und Tage (*Erga*) und *Theogonie* sind frühe Beispiele einer langen Tradition von eutopischen (positiv bewerteten) Rückbesinnungen auf einen ursprünglich paradiesischen Zustand. Hesiods Idyll vom Goldenen Zeitalter, in welchem die Menschen "lebten wie Götter [...] fern von Mühen und frei von Not" (Hes. erg. 112-113)⁹ und in dem die Natur dem Menschen alles bereitstellte, hat das antike Wunschdenken weitgehend bestimmt.

Die Menschen könnten nach Hesiod immer noch sorgenfrei im Paradies leben, hätte nicht Prometheus an den Göttern gefrevelt, als er Zeus das Feuer stahl und es gegen dessen Willen den Menschen brachte (vgl. Hes. erg. 48-49). Dabei zeigt sich, dass dieses frühe literarische Wunschdenken bereits mit geschlechtsspezifischen Komponenten verbunden ist. Als Strafe erdachte Zeus für die Menschen eine List, die diesen paradiesischen Zuständen ein Ende bereiten soll. Zeus lässt vom Schmiedegott Hephaistos eine Frau namens Pandora anfertigen, der von allen Göttern negative Eigenschaften gegeben werden, um den Menschen Verderbnis zu bringen.¹⁰ Ähnlich wie in der biblischen Vertreibung aus dem Paradies wird auch hier bei Hesiod das Übel über die Frau in die Idylle eingebracht. Pandora wird als erste Frau mit allen stereotypisch 'weiblichen', d.h. nach Hesiod allen schlechten Attributen ausgestattet (vgl. Hes. erg. 60-82). Sie wird einzig dazu erschaffen, den Männern Unglück und Strafe zu bringen (vgl. Hes. erg. 93-94).¹¹ Die Frau wird somit zum Katalysator des Dystopischen und trägt als Überbringerin des Übels die Hauptschuld für die Beseitigung des Urzustands. Während Hesiod den Schmiedegott Hephaistos eine frauenähnliche Gestalt formen lässt, die das Dystopische repräsentiert, zielt eine in Teilen vergleichbare Stelle der *Ilias* in eine andere Richtung.

Neben den Projektionen dystopischer Vorstellungen auf artifizielle Frauengestalten, die für den Verlust der paradiesischen Idylle verantwortlich zu zeichnen haben, finden sich in der frühesten griechischen Literatur auch 'eutopische' patriarchale Frauenbilder. Es handelt sich hier um das Motiv von frauenähnlichen mechanischen Puppen bzw. Automaten, die nur noch positive Eigenschaften verkörpern sollen. In der *Ilias* werden im Rahmen der Beschreibung des Schildes des Achilleus (Hom. Il. 18) neben einer Erklärung über die Anfertigung des Schildes durch den Schmiedegott Hephaistos frauenähnliche Figuren erwähnt. In der besagten Stelle nimmt der *Ilias*-Autor moderne Science-Fiction-Phantasien vorweg, indem er Hephaistos weibliche Automata anfertigen lässt, die dem lahmen Gott bei seiner Fortbewegung im wahrsten Sinne des Wortes unter die Arme greifen:¹²

⁹ Übersetzung aus Hesiod, *Erga: Von Arbeit, Wettstreit und Recht*, trans. Walter Marg (Zürich: Artemis, 1968).

¹⁰ Zur Figur der Pandora vgl. E. Erwin Panofsky and D. Panofsky, *Pandora's Box: The Changing Aspects of a Mythical Symbol*, Bollingen Series vol. 52 (Princeton: Princeton University Press, 1962) und Frederick Brenk, "Hesiod: How Much a Male Chauvinist?" *Classical Bulletin* 49 (1973): 73-76.

¹¹ Die analoge Stelle in der älteren *Theogonie* erklärt Pandora ausdrücklich zur Urfrau und Ahnin des weiblichen Geschlechts und ihre negativen Eigenschaften sind Ausdruck des Weiblichen. Es heißt dort von Pandora: "Von ihr stammt das Geschlecht der kindernährenden Frauen./ Von ihr stammt das unheilvolle Geschlecht der Frauen und ihre Arten" (Hes. theog. 590-591). Alle weiteren Angaben zu Hesiod, *Theogonie*, trans. Karl Albert (Katellaun: A. Henn Verlag, 1978) erfolgen im Text im Klammern. In der *Theogonie* tritt der Frevel des Prometheus stärker in den Hintergrund und wird mehr und mehr vom Unheil der Pandora bzw. des Weiblichen überlagert. Die misogynsten Aussagen finden sich in der Passage, in welcher Hesiod die Ehefrauen mit den untätigen Drohnen eines Bienenstocks vergleicht, die sich von den Arbeiterinnen aushalten lassen "und ernten für sich in ihren Bauch das von fremden Händen Erarbeitete" (Hes. theog. 599).

¹² Aristoteles weist in seiner *Politik* im Rahmen einer Besprechung von Herrschaftsstrukturen auf die utopische Möglichkeit von Automaten hin. Er glaubt, dass durch den Einsatz von automatischen, beseelten Werkzeugen Sklaven/innen bzw. Diener/innen überflüssig gemacht werden könnten. Interessanterweise nennt Aristoteles eben diese "dreifüßigen Gefäße" des Hephaistos als Beispiel (Aristot. pol. 1254a). Auch in der so genannten Phaiaken-Erzählung der *Odyssee* fällt eine Reihe solcher beseelter Statuen auf, die Arbeiten von Sklaven übernehmen (Od. 7, 91-103).

Hinkend, und ihn stützend, den Herrn, liefern Dienerinnen,
Goldene, die lebenden Jungfrauen glichen.
Die haben drinnen Verstand im Inneren und drinnen auch Stimme
Und Kraft, und wissen von den unsterblichen Göttern her die Werke.
Die keuchten, den Herrn unterstützend, daher [...] (Hom. Il. 18, 417-421)¹³

Diese mechanischen Frauen sind schon in der antike beliebte Science-Fiction-Motive.¹⁴ Bekanntestes Beispiel - nicht zuletzt durch die Interpretation Sigmund Freuds - ist E.T.A Hoffmanns Erzählung "Der Sandmann".¹⁵ Diese Verdinglichung der Frau, die sich wie ein roter Faden durch die traditionelle utopische Literatur zieht, erfährt hier eine erste Ausformung.

Von den Frauengestalten der frühen griechischen Literatur haben die negativ gezeichnete Pandora, aber auch die Kirke- und Kalypsofiguren der *Odyssee* auf die spätere utopische Literatur großen Einfluss ausgeübt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den pejorativ gezeichneten Amazonen, die in der antiken und modernen Männerutopie immer wieder als negative Beispiele außer Kontrolle geratener Weiblichkeit verdammt werden. Erst Christine de Pizans *Buch von der Stadt der Frauen*¹⁶ im 15. Jahrhundert und nach ihr die Frauenutopie des 19. und 20. Jahrhunderts nehmen diese dystopischen Bilder wie das Amazonen- oder Kirkethema als eutopische Vision in utopische Entwürfe auf.¹⁷

Amazonenmythen

In der neuzeitlichen feministischen Utopie erfährt immer wieder das Motiv der Amazonen verschiedene Bearbeitungen. Die griechische Historiographie und Literatur ist voll von Erwähnungen dieses kriegerischen Frauenvolks, gegen das die großen Helden der griechischen Mythologie wie Herakles, Theseus und Bellerophon zu kämpfen hatten.¹⁸ Die Quellen sind verstreut über das gesamte Corpus der antiken Literatur und es würde zu weit führen, alle diese Texte im Rahmen dieses historischen Überblicks zur Stellung der Frau im utopischen Denken berücksichtigen zu wollen.¹⁹ Eine der frühen ausführlichen

¹³ Übersetzung aus Homer, *Ilias*, trans. Wolfgang Schadewaldt (Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1983).

¹⁴ Polybios berichtet zum Beispiel von einer mechanischen Jungfrau, die ihre Opfer tötet.

¹⁵ Eine parallele Science-Fiction-Erzählung wäre Lester del Rey, "Helen O'Loy," *The Science Fiction Hall of Fame*, vol. 1, ed. Robert Silverberg (New York: Avon, 1970): 62-73. Hier kreieren zwei Freunde die "perfekte Frau" in Form eines Roboters. Einer der Freunde heiratet diese buchstäblich "selbstlose" Frau, deren Selbstaufgabe so weit reicht, dass sie beim Tode ihres Ehemanns ihre maschinelle Unsterblichkeit freiwillig aufgibt und sich selbst zerstört.

¹⁶ Christine de Pizan, *Das Buch von der Stadt der Frauen*, trans. Margarete Zimmermann (Berlin: Orlanda-Frauenverlag, 1987).

¹⁷ Als eine Vorläuferin der feministischen Utopien des 19. Jahrhunderts kann auch Margarete Cavendish mit *The Description of a New World, Called the Blazing World* (London, 1668) genannt werden. Cavendish sieht sich in dieser Utopie als weibliche Monarchin, die von Eunuchen umgeben absolut regiert. Zu Cavendish vgl. Catherine Gallagher, "Embracing the Absolute: The Politics of the Female Subject in Seventeenth-Century England," *Genders* 1 (1988): 24-39. Zur Frauenutopie vor dem 19. Jahrhundert vgl. Barbara Brandon Schnorrenberg, "A Paradise Like Eve's: Three Eighteenth Century English Female Utopias," *Women's Studies* 9 (1982): 263-273.

¹⁸ In den bekanntesten Quellen wie in *Ilias* III, 184ff wird von König Priamos berichtet, der in seiner Jugend die Amazonen besiegt haben soll; der Held Bellerophon bezwingt in *Ilias* IV, 186 diese kriegerischen Frauen und weiters erzählt *Ilias* II, 811 vom Grabmal der Amazone Myrine in der Troas.

¹⁹ Eine gute Einführung in die Quellenlage gibt der einschlägige Artikel von E. Bethe, "Amazonen," *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, ed. Georg Wissowa, vol. 1.2 (Stuttgart: J.B. Metzlerscher Verlag, 1894): 1754-1789. Neuere Publikationen zum Amazonenmythos sind Page DuBois, *Centaurs & Amazons: Women and the Pre-History of the Great Chain of Being*

Aufarbeitungen dieses Frauenmythos findet sich im vierten Buch Herodots, wo im Rahmen des Skythenlogos auf das Volk der Amazonen eingegangen wird: "[...] bei den Skythen heißen die Amazonen Oiorpata; dieser Name bedeutet in griechischer Sprache 'Mannertöter'; Oior heißt Mann, pata heißt töten [...]" (Hdt. 4, 110).²⁰ Herodot versucht, eine Etymologie des Namens zu geben. Die zahllosen Beinamen der Amazonen gehen fast alle in dieselbe Richtung: Die *Ilias* (3, 189; 4, 186) nennt sie ἀντιάειραι, was nach antiker Auslegung sowohl "männerfeindlich" als auch "männergleich" bedeuten kann. Aischylos versteht sie mit dem Epitheton στρυγίλιον - "männerhassend" (Aischyl. Prom. 724) und, wie schon erwähnt, nennt sie Herodot ἀνδροκτόνοι - "männertötend." Andere wiederum glauben aus α (= ohne) μαζός (= Brust) darauf schließen zu können, dass sich die Amazonen die rechte Brust abschnitten, um den Bogen besser spannen zu können.²¹ Das Amazonenbild späterer Jahrhunderte hebt vor allem hervor, dass die Frauen sich einmal jährlich zur Fortpflanzung mit Männern eines benachbarten Stammes einlassen bzw. Männer als Knechte zur Erhaltung des Geschlechts dulden. In letzterem Fall werden die männlichen Sklaven verstümmelt, d.h. zum Gebrauch von Waffen untauglich gemacht. Die Frauen hingegen werden in der Regel als äußerst wehrhaft beschrieben, die ihre weibliche Nachkommenschaft durch Jagd und



Frühneuzeitliche Darstellung von Amazonen

kriegerische Übungen erziehen. Männliche Nachkommen werden entweder verstümmelt, sofort getötet oder den leiblichen Vätern der benachbarten Stämme zurückgegeben. Entgegen diesem landläufigen Amazonenbild nimmt Herodots Bericht von der Geschichte der Genese des Sauromatenvolkes aus einer Verbindung von Amazonen und Skythen neuartige Dimensionen an:

Die Skythen [...] hielten sie für junge Männer und lieferten ihnen eine Schlacht. [...] und nun sahen sie, dass es Frauen waren. Sie hielten Rat und beschlossen, auf keinen Fall die Frauen mehr zu töten, sondern ihre jüngsten Krieger gegen sie zu schicken, ungefähr ebenso viele wie sie Amazonen schätzten. Die Skythen hatten dabei die

(Ann Arbor: University of Michigan Press, 1982); William Blake Tyrrell, "Amazon Customs and Athenian Patriarchy," *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa: Classe di Lettere e Filosofia* 12.4 (1982): 1213-1237 und William Blake Tyrrell, *Amazons: A Study of Athenian Mythmaking* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1984). Zur literarischen Rezeption der Amazonen vgl. John Lawrence Abbott, "Dr. Johnson and the Amazons," *Philological Quarterly* 44 (1965): 484-495; Diane Griffin Crowder, "Amazons and Mothers? Monique Wittig, Hélène Cixous and Theories of Women's Writing," *Contemporary Literature* 24.2 (1983): 117-144; Robert C. Fulton, "Timon, Cupid, and the Amazons," *Shakespeare Studies* 9 (1976): 283-299; Gabriele Bernhard Jackson, "Topical Ideology: Witches, Amazons, and Shakespeare's Joan of Arc," *English Literary Renaissance* 18.1 (1988): 40-65; Ilse Kirk, "Images of Amazons: Marriage and Matriarchy," *Images of Women in Peace and War: Cross-Cultural and Historical Perspectives*, eds. Sharon Macdonald et al. (Madison: University of Wisconsin Press, 1988): 27-39; Simon Shepherd, *Amazons and Warrior Women: Varieties of Feminism in Seventeenth-Century Drama* (New York: St. Martin's, 1981).

²⁰ Übersetzung aus Herodot, *Historien*, trans. Josef Feix, 2 vols. (München: Ernst Heimeran Verlag, 1963).

²¹ Vgl. dazu Sarah B. Pomeroy, *Frauenleben im Klassischen Altertum.*, trans. N.F. Mattheis (Stuttgart: Kröner, 1985): 36.

Absicht, von ihnen Kinder zu bekommen. [...] Da näherte sich mancher von ihnen einer Amazone, die allein war. Sie stieß ihn nicht von sich, sondern erwies sich ihm willig. [...] Jeder nahm die zur Frau, mit der er zuerst zusammengekommen war.

(Hdt. 4, 111-114)

Nach einer ersten kriegerischen Auseinandersetzung erkennen die Skythen das 'eugenische' Potential dieser 'mannhaften' Frauen und gehen nun daran, mit deren Hilfe eine kriegerische Nachkommenschaft zu erlangen. Der Versuch gelingt, und die jungen Männer verbinden sich mit den wehrhaften Frauen. Da die Amazonen sich jedoch in keiner Weise in das traditionelle Rollenbild der Frauen in einer patriarchalen Struktur einfügen wollen, müssen die jungen Skythen mit ihren neuen Frauen einen neuen Staat bzw. Stamm mit utopisch anmutenden Regeln des Zusammenlebens gründen.

"Kommt, wir wollen zu unserem Volk zurückkehren und dort bleiben. Wir werden euch zu Frauen nehmen und keine anderen." Da erwiderten die Amazonen: "Mit euren Frauen können wir nicht zusammenleben; denn wir haben nicht die gleichen Sitten wie sie. Wir schießen mit Pfeilen und Speeren und leben auf dem Pferd: Frauenarbeit haben wir nicht gelernt. Eure Frauen hingegen tun nichts von dem, was wir aufzählten, sondern leisten Frauenarbeit [...]. Wenn ihr uns zur Ehe haben und rechtliche Männer sein wollt, dann geht zu euren Eltern und holt euer Erbe [...]"(Hdt. 4, 114)

Die jungen Skythen befolgen die Anweisung und gründen eine Gemeinschaft, in der die traditionellen Frauenrollenbilder nicht mehr gelten und die Frauen ihre Vorstellungen verwirklichen können: "Seitdem führten die Sauromatenfrauen die alte Lebensweise. Sie reiten zur Jagd mit und ohne Männer, ziehen in den Krieg und tragen die gleiche Kleidung wie die Männer" (Hdt. 4, 114).²²

Der Amazonenmythos ist ein Thema aus der griechisch-römischen Antike und dem Mittelalter, das auch in der viktorianischen Utopie, besonders aber in der zeitgenössischen Frauenutopie aufgegriffen wird. Die kriegerischen Neigungen und das rurale Setting werden als regressive Alternative zu Urbanisierung und Technokratie adaptiert. Vor allem die physische Überlegenheit und Unabhängigkeit der Amazonen gegenüber den Männern tritt in diesen Frauengemeinschaften in den Mittelpunkt.

Die wahrscheinlich bekannteste anglo-amerikanische Frauenutopie, Charlotte Perkins Gilmans *Herland* (1915), verarbeitet eine Vielzahl von amazonischen Topoi (männerlose Gemeinschaft, Naturverbundenheit, Rollentausch etc.).²³ Der größte Unterschied zwischen

²² In ganz ähnlicher Weise zeichnen sich die 'amazonenhaften' Frauen in Florence Dixie, *Gloriana, or The Revolution of 1900* (London: Henry and Co., 1890) vor allem durch ihre Wehrhaftigkeit aus.

The physical courage of which men vaunt so much, is as nothing when compared with that greater and more magnificent virtue, 'moral courage', which women have shown that they possess in so eminent a degree over men; and hence physical courage would come as an agreeable and welcome visitor where hitherto it has been forcibly denied admission. (92)

Analog zum Amazonenbild, wie es zum Beispiel bei Herodot geschildert wird, betätigen sich die Frauen Glorianas in kriegerischen Übungen.

[They] learn to ride, to shoot with gun and rifle, to swim, to run, and to indulge in the invigorating influences of gymnastics and other exercises, calculated to strengthen and improve the physique of those taking part therein. [In] volunteer companies [they] are drilled by the hand of discipline into smartness and efficiency. (50-51)

²³ Charlotte Perkins Gilman, *Herland* (1915) (London: The Women's Press, 1979) gilt allgemein als Vorläuferin der zeitgenössischen ökofeministischen Utopie. Durch eine Naturkatastrophe werden alle Männer eines Stammes getötet, und gleichzeitig die Frauen von der Außenwelt abgeschlossen. Die weiblichen Stammesmitglieder lernen, sich durch Parthenogenese fortzupflanzen, sodass eine eingeschlechtliche - von Männern völlig autarke - Gesellschaft entsteht. In ihrer jahrhundertelangen

den von Männern erdachten antiken Amazonenbildern und den amazonenhaften Gemeinschaften in der zeitgenössischen Frauenutopie ist die Einstellung zu Gewalt und Krieg. Während so gut wie alle antiken Quellen die kriegerische Natur dieser Frauenstämme als markantestes Kennzeichen hervorheben, sind die fiktiven Frauengemeinschaften des 20. Jahrhunderts in der Regel bewusst friedlich gezeichnet. Die weibliche Friedfertigkeit und Gewaltlosigkeit ist auffällig männlicher Aggression und Gewalttätigkeit gegenübergestellt.²⁴ In Texten wie Sally Miller Gearharts Eutopie *The Wanderground* (1979) kommt diese Polarität besonders gut zum Ausdruck.²⁵ Eher traditionell - zumindest auf den ersten Blick - mutet die Amazonenphantasie von Joanna Russ in *The Female Man* (1975) an.²⁶ In einem vielperspektivischen Erzählmodus entwirft Russ einen zentralen Charakter in einer amazonenhaft kriegerischen Welt auf dem Planeten Whilaway. Dort gehört es zur Frauenrolle zu jagen, zu töten und zu kämpfen. Die international bekannteste literarische Frauenutopie der Französin Monique Wittig *Les Guérillères* (1969) kommt der Erzählung Herodots in vielen Punkten am nächsten.²⁷ Auch hier kämpfen kriegerische Frauen gegen die Männer, besiegen sie und gründen schließlich gemeinsam mit den Männern einen neuen utopischen Staat. Bemerkenswert ist, wie leicht die zeitgenössische Frauenutopie diese antiken Topoi - zum Teil mit nur leichter Variation - aufnimmt und von einer dystopischen Männerphantasie in eine positiv besetzte Frauenutopie umwandelt. Die Amazonenmythen sind sicher *das* Motiv aus der Männerutopie, das am besten für feministische Zwecke genutzt wird.²⁸ Eine Reihe anderer Vorstellungen wie Kindergemeinschaft, Vermännlichung der Frauen, Wehrhaftigkeit

Isolation haben sich die Herlanderinnen nicht nur der männlichen Charaktereigenschaften entledigt, sondern sie haben auch bestimmte traditionelle feminine Züge abgelegt.

[...W]hat we were slow in understanding was how these ultra-women, inheriting only from women, had eliminated not only certain masculine characteristics, which of course we did not look for, but so much of what we had always thought essentially feminine. (57)

Intention dieser Amazonenvision Gilmans ist es, den/die Leser/in davon zu überzeugen, dass "those 'feminine charms' we are so fond of are not feminine at all, but mere reflected masculinity - developed to please us because they had to please us" (59). Was Gilmans Entwurf von vielen patriarchalen Amazonenvisionen früherer Epochen unterscheidet, ist ihre Abwendung von Rollenumkehrungen, die bestehende Hierarchien auf Frauen übertragen. Sie will vielmehr extremen Rollenklischees beider Geschlechter entgegenwirken und diese als solche in Frage stellen. Einer der männlichen Eindringlinge in die Frauengemeinschaft fasst die bestehenden Verhältnisse in seiner Welt folgendermaßen zusammen: "You see, with us women are kept as different as possible and as feminine as possible. We men have our own world, with only men in it; we get tired of our own ultra-maleness and turn gladly to the ultra-femaleness" (129).

²⁴ Frühestes Beispiel einer Amazonenutopie in den USA ist Mary E. Bradley Lanes *Mizora: A Prophecy* (Boston: Gregg Press, 1880-1881). *Mizora* ist der erste fiktionale Entwurf einer "all women's community" in der amerikanischen Literatur. Das Boot einer russischen Prinzessin wird während eines Sturms im Norden in ein Meer getrieben, das ins Innere der Erde führt. Dieser unterirdische Ort ist ausschließlich von Frauen bewohnt. Vor 3000 Jahren, als noch Männer Mizora beherrschten, waren dort Intrigen, Mord und Kriege an der Tagesordnung. Die Urgeschichte Mizoras spiegelt auffällig die amerikanische Geschichte kurz vor der Abfassung des Textes wider. In Lanes Vision führt der Bürgerkrieg zum Untergang der Männer und die Frauenherrschaft wird zu einem eutopischen Nachspiel des Krieges. Die Mizoranerinnen hatten nur zu warten, bis sich die wenigen überlebenden Männer in männlicher Aggression sozusagen selbst ausrotteten. Der Roman spiegelt viktorianische Stereotypik wider, die Mittelklassefrauen als friedfertig, rein und moralisch integer darstellt. Die Frauen Mizoras werden als "feminized ideal of Anglo-Saxon racial superiority" in traditioneller, unterwürfiger, passiver Stereotype beschrieben. Vgl. Jean Pfaelzer, "A State of One's Own: Feminism as Ideology in American Utopias 1880-1915," *Extrapolation* 24.4 (1983): 318.

²⁵ Vgl. Sally Miller Gearhart, *The Wanderground* (1979) (London: The Women's Press, 1985).

²⁶ Vgl. Joanna Russ, *The Female Man* (1975) (London: The Women's Press, 1985).

²⁷ Vgl. Monique Wittig, *Les Guérillères* (1969) (Boston: Beacon Press, 1985).

²⁸ Zur Funktion dieses Themas in zeitgenössischen feministischen Utopien und Science-Fiction vgl. vor allem das Kapitel 4: " Amazons: Feminist Heroines or Men in Disguise" in Sahra Lefanu, *Feminism and Science Fiction* (Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press, 1989): 33-35.

u.ä. wurden in unterschiedlichen Bearbeitungen in der Männerutopie tradiert, bis sie - ähnlich wie die Amazonenmotive - in der Frauenutopie eine feministische Umformung erfahren haben. Für das antike utopische Denken allgemein hat die Amazonensage einen nicht zu unterschätzenden Einfluss, da sie zusammen mit dem antiken Spartabild sicherlich in indirekter Weise auf Platons *Politeia* und auf spätere staatstheoretische Überlegungen eingewirkt hat, wobei aber vor allem der Aspekt der 'Vermännlichung' der Frau ins Zentrum gestellt wurde.

'Vermännlichung' der Frau als utopisches Wunschbild

Durch negative Besetzung des Weiblichen in den meisten antiken utopischen Entwürfen und durch die generelle positive Bewertung des Männlichen verwundert es nicht, dass die Topik aus dem Amazonenmythos schon in der Antike für positiv eutopisches Wunschdenken adaptiert wurde. Natürlich wurde die Amazonenvorstellung für sich als ein durchwegs negatives Bild betrachtet, hatte aber dennoch einen nicht zu verleugnenden Einfluss auf staatstheoretisches bzw. -eutopisches Denken. Teilaspekte des Amazonenbildes wie die männlichen Kräfte und die kriegerischen Neigungen dieser Frauen wurden unter der Bedingung, dass sie richtig eingesetzt und unter entsprechender männlicher Kontrolle gestellt sind, als eugenisches Potential betrachtet und für utopische Entwürfe aufgegriffen.

In diesem Zusammenhang hat die Rolle Spartas bzw. der Sparta-Legende im utopischen Denken im Allgemeinen und auf Platon im Speziellen nachhaltig eingewirkt. Zahlreiche historische und literarische Abhandlungen lassen historische Realität und literarisches Wunschdenken schon in der Antike zum traditionellen Spartabild verschmelzen. An erster Stelle dieser Entwicklung steht sicher Sparta selbst, das nach den sozialen Veränderungen, welche der Person des Lykurg zugeschrieben werden, die Legendenbildung auslöst.²⁹ Sparta wird nach den Perserkriegen als Gegenspieler zur attischen Demokratie zum politischen Vorbild stilisiert. Durch seine ungewöhnlichen sozialen und konstitutionellen Merkmale beeinflusst Sparta das staatstheoretische Denken der intellektuellen Aristokratie Griechenlands.³⁰ Die ausführlichste und ergiebigste Quelle zur spartanischen Verfassung ist die "Vita des Lykurg" aus Plutarchs Biographiensammlung *Bioi Paralleloi*, die aus dem 1. oder 2. nachchristlichen Jahrhundert stammt.³¹

Für antike staatstheoretische Überlegungen ist die kriegerische Ertüchtigung der Frauen in Sparta - ein Aspekt, der an Vorstellungen über die Amazonen erinnert - von großem Interesse.

²⁹ In der Fachliteratur wird angenommen, dass die Sparta-Legende mit Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. in den wesentlichen Punkten ihre letzte Form angenommen hat. Zur Geschichte der Sparta-Legende und deren Einfluss auf griechische Literatur und Philosophie vgl. E. N. Tigerstedt, *The Legend of Sparta in Classical Antiquity*, 2 vols. (Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1974).

³⁰ Die geistige Auseinandersetzung mit Sparta bildet sicher den Hintergrund zu Platons politischer Philosophie, sodass sich in Bezug auf Frauenrollen die Analogien zum Spartabild sehr gut nachweisen lassen. Wieweit es allerdings vor Platon literarisch ausgeformte Sparta-Legenden gibt, die in entsprechender Weise die Frauen-Rollen hervorheben, bleibt ungewiss. Dafür lässt sich das 'spartanische Gedankengut' in der anglo-amerikanischen Utopie mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Lykurgvita zurückführen. Besonders der kanonische Stellenwert der *Bioi Paralleloi* in der anglo-amerikanischen Bildungstradition (man denke nur an die dramatischen Bearbeitungen von Plutarchviten durch Shakespeare) schließt diesen Text als potentielle literarische Quelle nicht aus.

³¹ Es gilt heute als gesichert, dass unter dem Namen 'Lykurg' die Verfassungsentwicklung eines längeren Zeitraumes spartanischer Geschichte zusammengefasst ist und dass Lykurg größter Wahrscheinlichkeit gar keine historische Persönlichkeit war. Plutarch kombiniert die unter dem Namen Lykurg und Sparta kreisenden Legenden und Berichte. Er kreiert damit ein Spartabild, das in der utopischen Literatur bis in die Gegenwart seine Spuren hinterlässt. Für eine ausführliche Behandlung der "Lykurgvita" des Plutarch und ihre literarischen Quellen vgl. Tigerstedt (1974): 226 - 264.

Plutarch lobt z.B. die geschlechtsunabhängige Erziehung zum Kriegshandwerk:

*Zuerst suchte er [Lykurg] die Körper der Jungfrauen durch Laufen, Ringen und das Werfen der Wurfscheiben und Speere abzuhärten, damit die in einem starken Körper erzeugte Frucht kraftvoll aufkeimen und gedeihen, sie aber die zur Geburt erforderlichen Kräfte erlangen und die Wehen leicht und ohne Gefahr überstehen könnten.*³²

Das zugrundeliegende Ziel dieser Erziehungsmaßnahmen ist vergleichbar dem in Herodots Amazonenepisode: Zur Erzeugung einer kriegstüchtigen und 'männlichen' Rasse geht man dazu über, 'weibliche' Merkmale so weit wie möglich zu unterbinden oder, wie Plutarch es ausdrückt, "alle Weichlichkeit, Verzärtelung und andere weibische Eigenschaften auszurotten" (Plut. Lyc. 14, 1). In einem späteren Abschnitt seiner Vita vergleicht Plutarch Soldatentum und Mutterschaft, wenn er auf den angeblichen Brauch der Spartaner hinweist, dass der Name eines Verstorbenen nicht auf das Grab gesetzt werden durfte, "außer bei einem Mann, der im Kriege gefallen, und bei einer Frau, die im Wochenbett gestorben war" (Plut. Lyc. 27, 2).

Das Moment der Fortpflanzung und Eugenik, das in vielen späteren Utopien auf mannigfache Weise abgewandelt wird, ist ein zentrales Anliegen dieser Sparta-Utopie. So darf in dieser Utopie das kriegerische Element auch in der Fortpflanzung bzw. den Heiratsitten nicht fehlen, die auf einem stilisierten Frauenraub basieren.

Die Verheiratung selbst geschah auf eine Art, dass jeder sich eine Jungfrau raubte, nicht aber eine kleine oder unmannbare, sondern eine, die völlig erwachsen und zur Ehe reif war. Die so genannte Brautdienerin nahm die Geraubte in Empfang, schor ihr den ganzen Kopf kahl, zog ihr ein männliches Gewand und Schuhe an, legte sie so auf eine Streu und ließ sie im Finsternen allein. (Plut. Lyc. 15, 1)

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Frau als Mann kostümiert wird. Inwieweit hier homoerotisch-moralische Vorstellungen mit pragmatisch-prokreativen Anliegen verbunden werden, ist schwer zu bestimmen. Deutlich wird jedoch, dass die Frau auf diese Weise eine eigenartige Zwitterstellung einnimmt. Es könnte sein, dass diese rituelle Praxis die notwendige heterosexuelle Fortpflanzung mit philosophischen Vorstellungen bezüglich der Homosexualität zu verbinden sucht. Für die Erhaltung des Nachwuchses kann auf die Gebärfähigkeit der Frauen nicht verzichtet werden, gleichzeitig aber wird ein homoerotischer Rahmen erzeugt, in welchem der Geschlechtsakt eine völlig andere, transzendente Dimension erhalten könnte. Die Wissenschaftstheoretikerin E.F. Keller und der Sexualwissenschaftler K.J. Dover versuchen zu zeigen, dass die einzig 'gleichberechtigte' Art des Geschlechtsverkehrs in der Antike jene zwischen zwei sozial gleichgestellten Männern ist.³³ Der heterosexuelle Geschlechtsakt würde somit rituell in einen homosexuellen, d.h. in einen positiv transzendierenden verwandelt. Ob hier eine ethische Überbewertung von Homosexualität impliziert wird oder die Verkleidung bloß die maskulinen Züge der spartanischen Frauen unterstreichen soll, bleibt unklar. Beide Argumente würden einander nicht widersprechen und sich in das Gesamtbild der allgemeinen 'Vermännlichung' innerhalb der Sparta-Utopie fügen.

Nach dieser ungewöhnlichen Form der Eheschließung wohnt und schläft der Bräutigam

³² Dieses bzw. alle weiteren Zitate aus der "Vita des Lykurg" stammen aus Plutarch, *Lebensbeschreibungen*, trans J. F. Kaltwasser, 6 vols. (München: Wilhelm Goldmann Verlag, 1964) und werden im Text in Klammern angegeben.

³³ Vgl. Evelyn Fox Keller, *Reflections on Gender and Science* (New Haven, London: Yale University Press, 1985): 21-32 und K.J. Dover, *Greek Homosexuality* (New York: Vintage Books, 1980): 99ff.

weiterhin in der Männergemeinschaft, schleicht sich aber zum Zweck der Fortpflanzung in der Nacht heimlich zu seiner Frau.

Dies taten sie nicht etwa auf eine kurze Zeit, sondern manchem waren schon Kinder geboren worden, ehe er seine Frau bei Tage gesehen hatte. Eine solche Zusammenkunft diente nicht allein zur Übung in der Enthaltbarkeit und Mäßigkeit, sondern sie beförderte auch die Fruchtbarkeit und machte, dass sie sich immer mit neuer und verjüngter Liebe umarmten. (Plut. Lyc. 15, 1)

Diese im weitesten Sinne als eugenisch-moralisch zu bezeichnenden Aspekte des Spartabildes, die indirekt auch die allgemeine 'Vermännlichung' in der Sparta-Utopie mittragen, sind schon in der Antike vielfältig rezipiert worden. In den neuzeitlichen Männerutopien gehören die Sparta-Legenden zu den Vorbildern, die von Campanella bis Skinner massiven Einfluss auf das Genre ausgeübt haben. In der antiken Utopie ist es vor allem Platon, der sich sehr mit dem Phänomen Sparta auseinandersetzt und Anleihen für seine *Politeia* macht. Die Problematik wird vor allem in der zeitgenössischen Frauen-Utopie in Form von Parthenogenese³⁴ oder neuerdings in gentechnologischen Visionen³⁵ aufgegriffen, die fiktive Frauengemeinschaften von Männern autark werden lassen.

Eugenik und Frauenkommunismus

Ein zentrales Anliegen der utopischen Denkens im Allgemeinen, besonders aber der Sparta-Utopie und Platons *Politeia* ist ohne Zweifel die Erziehung, welche direkt und indirekt fast alle behandelten Themenkreise berührt, wenn nicht sogar bestimmt. Erwähnenswert ist daher, dass den eigentlichen pädagogischen Maßnahmen bezüglich der Erziehung genetische vorangestellt werden. Platon macht zum Beispiel - ähnlich wie Plutarch es der spartanischen Verfassung zuschreibt - Konzessionen an die Vererbungstheorie, indem er die genetischen Dispositionen der Eltern berücksichtigt und versucht, durch günstige Kombinationen beste 'Zuchterfolge' zu erzielen. Bei Platons *Politeia* kann ohne Zögern von Eugenik gesprochen werden, da er direkte Analogien zur Tierzucht macht (Plat. rep. 459a-e). Platons eugenische Forderungen, dass nur die besten der Neugeborenen aufgezogen, alle anderen aber ausgesetzt werden sollten, erinnert sehr an die spartanischen Bräuche, wie sie uns bei Plutarch überliefert sind. Es deutet daher einiges darauf hin, dass Platon besonders in der spartanischen Verfassung und in ihren Bräuchen Anleihen für seine eugenischen Konzepte gemacht hat:

Es war also einem bejahrten Manne, der eine junge Frau hatte, vergönnt, einen jungen wackeren Mann, der ihm gefiel, den er für tüchtig hielt, bei seiner Frau einzuführen und das von ihnen aus edlem Samen erzeugte Kind für das seinige zu erkennen [...].

(Plut. Lyc. 15, 7)

Die eugenischen Auswahlkriterien in der korrespondierenden Passage der *Politeia* beschränken sich darauf, wie sehr sich jemand um den Staat verdient gemacht hat.

*Und den Jünglingen, die sich wacker im Krieg oder sonstwo gezeigt haben, sind auch andere Gaben zwar und Preise zuzuteilen, aber auch eine reichlichere Erlaubnis zu Beiwohnung der Frauen, damit [...] die meisten Kinder von solchen gezeugt werden.*³⁶

(Plat. rep. 460b)

³⁴ Vgl. Charlotte Perkins Gilmans *Herland* (1915).

³⁵ Vgl. dazu Octavia E. Butler, *Dawn* (New York: Warner Bks, 1897).

³⁶ Übersetzung aus Platon, *Politeia - Der Staat*, ed. E. Chambry, trans. F. Schleiermacher (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971).

Ähnlich wie in der Sparta-Utopie werden Frauen als beweglicher Besitz nach eugenischen Gesichtspunkten bzw. nach politischen Verdiensten eingesetzt. In der Fülle der Verordnungen der *Politeia* scheint die Frauenfrage als bewusstes Problem eigentlich unterzugehen. Platon berührt den Themenkreis Frauen fast ausschließlich im Zusammenhang mit Erziehung und Eugenik. Einzig im fünften Buch der *Politeia* wird das Thema theoretischer Gleichheit auf breiter Basis diskutiert.

Denn glaube ja nicht, dass, was ich gesagt, ich von Männern mehr gemeint habe als von Frauen, so viele sich von tüchtiger Natur darunter finden. - Richtig, sagt er, wenn sie ja gleichen Teil an allem haben sollen mit den Männern, wie wir ausgeführt haben.
(Plat. rep. 540c)

Wenn wir also die Weiber zu demselben gebrauchen wollen wie die Männer: so müssen wir sie dasselbe lehren? - Ja - Und jenen haben wir doch Musik und Gymnastik angewiesen? - Ja - Auch den Weibern müssen wir also diese beiden Künste und Kriegsübungen zuteilen und ebenso mit ihnen verfahren? - Natürlich [...].
(Plat. rep. 451e - 452a)

Die Frage nach der gleichen Veranlagung beider Geschlechter wird von Platon grundsätzlich bejaht, sodass er den Frauen gleiche Funktion (z.B. als Wächterinnen) zuteilt. Später schwächt Platon seine Aussagen insofern ab, als er tautologisch feststellt, dass Männer und Frauen zwar gleich geeignet sind, die Frauen aber aufgrund der Inferiorität ihrer Natur bestimmte Aufgaben nicht so gut erfüllen können.

Weißt du nun irgendetwas von Menschen Betriebenes, worin nicht dieses alles das Geschlecht der Männer in höherem Grade hat als der Weiber? [...] Also, o Freund, gibt es gar kein Geschäft von allen, durch die der Staat besteht, welche dem Weib oder dem Mann als Mann angehörte, sondern die natürlichen Anlagen sind auf ähnliche Weise in beiden verteilt, und allen Geschäften kann das Weib teilnehmen ihrer Natur nach, wie der Mann in allen; in allem aber ist das Weib schwächer als der Mann.
(Plat. rep. 555c-e)

Der/Die Leser/in hat natürlich seine/ihre berechtigten Zweifel. Nicht nur, dass eine für das 4. Jahrhundert so gravierende Verordnung wie die Gleichberechtigung der Frau in allen Lebensbereichen nur gestreift wird, sondern auch die Tatsache, dass er im Rahmen der Frauen- und Kindergemeinschaft die Frauenfrage nicht behandelt und nur vom Besitz (κτησις; Plat. rep. 423e, 451c) der Frauen spricht, lassen Platons emanzipatorische Neigungen als bloße Lippenbekenntnisse erscheinen. Diesem Argument könnte man jedoch entgegenhalten, dass Platon nicht die Frage der Emanzipation vernachlässigt, sondern das ethisch-philosophische Problem der menschlichen Freiheit vollkommen dem Wohl des Staates unterordnet; d.h. Fragen wie die der individuellen Freiheit werden in einem Staatsmodell, das auf der politischen Unmündigkeit der Bürger gründet, ad absurdum geführt. So gesehen kann wohl eher von 'Gleichverwendbarkeit' von Mann und Frau, nicht aber von Gleichberechtigung gesprochen werden.³⁷

³⁷ Zu Platons *Politeia* aus einer feministischen Perspektive vgl. Dorothea Wender, "Plato: Misogynist, Paedophile, and Feminist," *Arethusa* 6 (Spring 1973): 75-90; Christine Pierce, "Equality: Republic V," *Monist* 57 (1973): 1-11; Christine Garside Allen, "Plato on Women," *Feminist Studies* 2 (1975): 131-138; Julia Annas, "Plato's Republic and Feminism," *Women in Western Thought*, ed. Martha Lee Osborne (New York: Random House, 1971): 24-33; Lynda Lange, "The Function of Equal Education in Plato's Republic and Laws," *The Sexism of Social and Political Theory*, ed. Lorraine M.G. Clark and Lynda Lange (Toronto: University of Toronto Press, 1979): 3-15; Sarah B. Pomeroy, "Feminism

Für ein auf Erziehung und Eugenik basierendes Gesellschaftssystem ist es von größter Notwendigkeit, die Kindererziehung zu nivellieren und einer stabilen staatlichen Institution unterzuordnen. Die Sparta-Utopie sowie die *Politeia* erreichen dieses Ziel durch eine Lockerung bzw. Aufhebung der Familienbande. Platon geht am direktesten vor, indem er die Familie als solche einfach aufhebt und durch eine totale Frauen- und Kindergemeinschaft ersetzt.³⁸ Die traditionelle Familie wird aufgelöst, "dass diese Weiber [...] alle diesen Männern [Wächtern] gemeinsam seien", als auch die Blutbande verwischt, "so dass weder ein Vater sein Kind kenne, noch auch ein Kind seinen Vater" (Plat. rep. 457d). Selbst die Mütter kennen ihre eigenen Kinder nicht, da diese in einem Säuglingshaus aufgezogen werden (Plat. rep. 460c).³⁹

Eine Reihe dieser Topoi zur Frauenrolle tauchen noch einmal in der hellenistischen Utopie in kynisch-stoischem Gewand auf.⁴⁰ Ein gutes Beispiel ist Strabons Bericht über das Volk der Skythen. Sein nostalgischer Rückblick projiziert stoisches Gedankengut in einen primitiven, unverdorbenen Urzustand. Strabo extrapoliert platonische Utopika wie z.B. den Frauen- und Kinderkommunismus in die skythische Urgeschichte. "So rechtschaffen sie sich gegeneinander betragen, weil sie nämlich Alles gemeinschaftlich haben, Weiber, Kinder und Verwandte" (Strab. 7, 3).⁴¹ Aufgrund ihrer kynisch-kommunistischen Ausrichtung wurden sie auch - so Strabon - nie besiegt und versklavt, "weil sie nichts haben, um dessen willen man sie unterjochen könnte" (Strab. 7, 3). Ähnlich wie bei Platon wird auch hier die Frau als Besitz

in Book V of Plato's Republic," *Apeiron* 8 (1974): 32-35 und Kapitel 2 "Plato's Female Guardians" in Jane Roland Martin, *Reclaiming a Conversation: The Ideal of the Educated Woman* (New Haven, London: Yale University Press, 1985): 11-38. Eine hilfreiche Auflistung der Passagen zum Thema Frau in Platons Werk gibt Luce Irigaray, *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts* (1974), trans. Xenia Rajewsky et al. (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980): 193-202. Weiters glaubt Irigaray, in Platons Höhlengleichnis - dem zentralen Text westlicher Erkenntnistheorie - eine geschlechtliche Tiefenstruktur zu erkennen. Irigarays geschlechtsspezifische Interpretation wird durch die allgemeine Metaphorik des platonischen Diskurses unterstützt (wie z.B. Platons Auffassung von der Hebammenkunst - der Mäeutik; er vergleicht Sokrates mit einer Hebamme, die der Wahrheit ans Licht verhilft). In *Speculum* versucht Irigaray, Platons Höhle als Gebärmutter zu lesen, aus welcher die gefesselten Menschen gewaltsam, wie die Kinder aus dem Mutterschoß, ans Licht der Wahrheit geführt werden.

³⁸ Ähnliche Formen des Frauen- und Kinderkommunismus findet man auch in Jambuls Bericht von den Sitten der Bewohner der Sonneninsel (vgl. Diod. 2, 58, 1).

³⁹ In einer Reihe von Utopien findet sich dieses Motiv der Lockerung der Familienbande jedoch meist in einer etwas abgeschwächteren Form. So bleibt zum Beispiel die Monogamie oft erhalten und die Bande zwischen den Eheleuten wird nicht wie in der *Politeia* völlig aufgehoben, sondern nur etwas gelockert. In B.F. Skinners *Walden Two* (New York: Macmillan, 1983) heißt es zum Beispiel: "The home is not a place to raise children" (32). Die Neugeborenen werden ähnlich wie in der *Politeia* in eine Säuglingsstation gebracht, wo sie die ersten Monate von geschultem Personal betreut werden.

⁴⁰ Zur hellenistischen und spätantiken Utopie, die in diesem Überblick weitgehend vernachlässigt wird, vgl. Horst Braunert, "Die Heilige Insel des Euhemeros in der Diodor-Überlieferung," *Rheinisches Museum* 108 (1965): 255-268; H.C. Baldry, "Zeno's Ideal State," *Journal of Hellenic Studies* 79 (1959): 3-15; Rigobert Günther, "Der Klassencharakter der sozialen Utopie in Rom in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung," *Sozialökonomische Verhältnisse im Alten Orient und Klassischen Altertum*, eds. Hans-Joachim Diesner, Rigobert Günther et al. (Berlin: Akademie-Verlag, 1961): 94-105; Rigobert Günther, "Der politisch-ideologische Kampf in der römischen Religion in den letzten zwei Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung," *Klio* 42 (1964): 209-297 (vgl. vor allem Absatz II: "'Die Sonne der Gerechtigkeit' und die soziale Utopie," 236-259); J. Hahn, "Die Sozialutopie der Spätantike," *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 11 (1962): 1357-1362; Reimar Müller, "Zur sozialen Utopie im Hellenismus," *Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen*, eds. J. Herrmann und J. Sellnow (Berlin: Akademie-Verlag, 1975): 277-286.

⁴¹ Übersetzung aus Strabo, *Geographie*, trans. Karl Kaercher (Metzler'sche Buchhandlung, 1831).

gesehen. Diese hat in einem allgemeinen Kommunismus ebenso wie alles andere Gut auf die Staatsbürger überzugehen.

Die ausführlichste und interessanteste hellenistische Utopie in diesem Zusammenhang ist Diodors Bericht über die sogenannte "Sonneninsel des Jambul".⁴² Trotz der amüsanten Exotika und Kuriosa (z.B. gespaltene Zungen, verschließbare Ohren, biegsame Knochen etc. der Bewohner) bietet diese Utopie auch Bemerkenswertes zum Thema Frau. Vor allem zeigen sich auffällige Parallelen zu Platons *Politeia*, wenn Jambul in den Exzerpten des Diodor den Topos der Frauen- und Kindergemeinschaft in seinen Entwurf einbringt.

*Die Einwohner leben nicht in der Ehe, sondern es ist Gemeinschaft der Weiber eingeführt; auch die Kinder werden gemeinschaftlich erzogen und von Allen gleich geliebt. Oft werden die Säuglinge von den Ammen verwechselt, so dass nicht einmal die Mütter ihre eigenen Kinder mehr kennen. Daher gibt es unter diesen Leuten keinen Geburtsstolz, und eben deswegen keine Empörung, sondern beständige Eintracht schätzen sie höher als Alles.*⁴³ (Diod. 2, 58, 1)

Der Topos ist inzwischen bekannt und unterscheidet sich auch wenig von den früheren Formen des Frauen- und Kinderkommunismus bei Herodot und Platon. Auch bei Diodor erfüllen die Frauen, die als bewegliches Objekt beliebig verschiebbar gedacht sind, den Zweck, im Staat ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen. Mittels der Sexualität der Frau, die allen Männern zu gleichen Teilen zur Verfügung steht, sollen individualistische und separatistische Neigungen innerhalb der Gemeinschaft weitgehend eingeschränkt werden. Ob diese Vorstellung auch aus weiblicher Sicht als eutopisch eingestuft werden kann, wird nicht näher besprochen.

Ähnliche Kollektivvorstellungen im Bereich der Sexualität und Fortpflanzung vertritt Plutarch in seiner Sparta-Utopie: "Denn einmal glaubte Lykurg, dass die Kinder nicht den Vätern zu eigen, sondern dem Staate gehörten, und darum wollte er die Bürger nur von den Besten, aber nicht von jedem ohne Unterschied zeugen lassen" (Plut. Lyc. 15, 8). Der sagenhafte spartanische Gesetzgeber fand - so Plutarch - vor Durchführung seiner utopischen Verordnungen die Frauen in verschlossenen Gemächern bewacht vor, damit sie nur von ihren eigenen Männern Kinder gebären sollen (Plut. Lyc. 15, 8). Daraufhin fühlt er sich bemüßigt, durch die Abschaffung der Familie bzw. durch ihre Ausdehnung auf die gesamte Gemeinschaft letztere innerlich zu festigen. Platons Argumente für seinen Frauen- und Kinderkommunismus sind ähnlich, wenn er meint: "Denn an jedem, den er nur antrifft, wird er entweder einen Bruder oder eine Schwester oder einen Vater oder eine Mutter oder deren Nachkommen oder Voreltern anzutreffen glauben" (Plat. rep. 463 c).⁴⁴ Es werden also zur

⁴² Vgl. dazu E. Visser, *Jamboulos en de eilanden van de zon* (Groningen: Wolters, 1947); David Winston, *Jambulos: A Literary Study in Greek Utopianism* (Dissertation Columbia University, 1957); David Winston, "Jambulus' Island of the Sun and Hellenistic Literary Utopias," *Science Fiction Studies* 3.3 (1976): 219-227.

⁴³ Übersetzung aus Diodorus von Sizilien, *Historische Bibliothek*, trans. Julius Friedrich Wurm (Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1827).

⁴⁴ Wie solche rückläufig-stammstaatliche Vorstellungen von der Antike bis ins 20. Jahrhundert wirken, zeigt B.F. Skinners Ziel, "to have every adult member of Walden Two regard all [...] children as his own, and to have every child think of every adult as his parent" (*Walden Two*, 132). Für eine ausführlichere Behandlung der Analogien zwischen Platons *Politeia* und B.F. Skinners *Walden Two* vgl. Mario Klarer, "Der Zwang zur 'geschlossenen Gesellschaft' - ein perennes Dilemma der Utopie? Eine Untersuchung an Hand von Platons *Politeia* und B.F. Skinners *Walden Two*," *Conceptus. Zeitschrift für Philosophie* XXIII, 60 (1989): 37-49. In modernen dystopischen Werken wie zum Beispiel Aldous Huxleys, *Brave New World* (1932) (New York, London: Harper & Row, Publishers, 1982) wird dieser Gedankengang mit letzter Konsequenz bis zur staatseigenen Embryozucht in Retorten durchgeführt. Diese Zuchtmenschen "sind nicht mehr mit Müttern und Vätern behaftet,

Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls - ähnlich wie im primitiven Sippenverband - bewusst familiäre und politische Elemente zu einem untrennbaren Ganzen vereint. Die Frau wird somit wichtiges Instrument einer regressiv-stammstaatlich ausgerichteten Utopie.⁴⁵

Während viele anglo-amerikanische Männerutopien eine gemäßigttere Linie einschlagen, indem sie die Institution Familie als solche beibehalten, ihre Strukturen lockern und so ihren Einfluss schwächen, geht Plato ähnlich der Sparta-Utopie konsequent vor und verwirft die Familie als sozialen Nukleus. Diese Maßnahme soll die soziale Differenziertheit, die einen modernen Staat auszeichnet, durch stammstaatliche Sippenverbände ersetzen und gemeinsam mit einer staatlich gelenkten Erziehung individualistische Neigungen von vornherein in kollektive überführen. Dieses Motiv taucht in der Frauen-Utopie als ein zentraler Aspekt der "all women's communities" auf, in denen meist die Kinder von allen Frauen gemeinsam erzogen werden, ohne dass Mutterschaft auf eine spezifische Person festgelegt ist. Bekannteste Beispiele für eine feministische Umformung dieses Topos sind wieder Gearharts *The Wanderground* und Gilmans *Herland*.

Rollentauschvisionen

Welche Popularität diese utopischen Vorstellungen in Bezug auf Amazonentopos, Rollentausch und Frauen- bzw. Kindergemeinschaft bereits in der Antike gehabt haben, zeigt die Behandlung des Themas 'Gynaikokratie' (Frauenherrschaft) in der Staatstheorie und in der attischen Komödie des späten 5. und frühen 4. vorchristlichen Jahrhunderts.⁴⁶ Sowohl in der aristotelischen Staatstheorie als auch in der attischen Komödie wird als zentraler Punkt dieser utopischen Frauenrollen vor allem die versuchte Angleichung an männliche Rollenbilder und Tugenden kritisiert. Während die Komödie diese Überlegungen sarkastisch oder burlesk verbrämt, versucht Aristoteles in seiner *Politik*, logische Argumente für eine 'verfehlte' Frauenpolitik in bezug auf die spartanische Verfassung ins Feld zu führen. Aristoteles sieht besonders in der seiner Ansicht nach übergroßen Freiheit der spartanischen Frauen den eigentlichen Schwachpunkt der dortigen Verfassung.⁴⁷

haben weder Weib noch Kinder, noch Geliebte, für die sie heftige Gefühle hegen könnten" (Huxley, 185).

⁴⁵ Schon bei Herodot klingen ähnliche Vorstellungen bezüglich der Frauengemeinschaft als Element der Festigung des Staates/Stammes an. Er berichtet z.B. von den Agythyrsen: "Sie leben in Frauengemeinschaft, damit alle untereinander verwandt und verschwägert sind und keine Neid und keine Zwietracht bei ihnen aufkommen kann" (Hdt. 4, 104); für weitere Hinweise auf Frauengemeinschaften vgl. Hdt. 4, 180 u. 172.

⁴⁶ Plutarch verweist zum Beispiel in seiner Lykurg-Vita auf Aristoteles' Kritik an der Stellung der Frau in der spartanischen Verfassung und unterstellt Aristoteles hier mangelndes Wissen um die Reformen des Lykurg.

Aristoteles behauptet ohne Grund, er habe auch die Weiber zu bessern versucht, aber diesen Vorsatz bald wieder aufgeben müssen, weil er [Lykurg] ihrer Ungebundenheit und angemäßen Herrschaft nichts anhaben konnte, als die Männer bei den vielen Feldzügen ihnen das Regiment im Hause überlassen mußten, sie daher auf eine übertriebene Art verehrten und sogar Gebieterinnen [despoinai] nannten; im Gegenteil hat auch Lykurg auf diese alle mögliche Sorgfalt verwendet. (Plut. Lyc. 14, 1)

⁴⁷ *Ebenso ist die Zügellosigkeit der Frauen der Absicht der Verfassung und der Glückseligkeit des Staates schädlich. Wie nämlich Mann und Frau Teile des Hauses sind, so ist anzunehmen, dass auch der Staat nahezu halbiert wird in die Gruppe der Männer und die der Frauen, so dass es in allen Staaten, wo die Lage der Frauen schlecht geordnet ist, darauf hinausgeht, dass die Hälfte des Staates ohne rechte Gesetzgebung bleibt. Dies ist in Sparta wirklich der Fall. Denn während der Gesetzgeber will, dass der ganze Staat sich in Disziplin übe, hat er sich offensichtlich nur im Hinblick auf die Männer darum bekümmert, dagegen bei den Frauen vernachlässigt. Denn sie leben in jeder Richtung hemmungslos und ausschweifend.* (Aristot. pol. 1269b12)

Letztendlich scheint aber das größte Problem im Angleichen der Rollenbilder von Mann und Frau für Aristoteles in seiner Angst zu liegen, dass Frauen politische Mündigkeit erlangen könnten bzw. eine Umkehr der bestehenden Verhältnisse eintreten würde. "Denn was macht es für einen Unterschied, ob die Frauen regieren oder die Regenten sich von den Frauen beherrschen lassen? Dies ergibt durchaus dasselbe" (Aristot. pol. 1269b30). Diese Vision der Gynaikokratie erfährt in der satirischen Aufbereitung durch die attische Komödie konsequenteste Bearbeitung.

Aristophanes' *Lysistrate*, das im zwanzigsten Jahr des Peloponnesischen Kriegs aufgeführt wurde, bietet eine erste komödienthafte Verarbeitung des Frauenherrschaftsmotivs. Um den herrschenden Krieg zu beenden, treten die Frauen in einen sexuellen Streik. Unter der Führung der Athenerin Lysistrate mit Unterstützung einer Spartanerin ziehen sich die Frauen auf die Akropolis zurück. Die liebeshungrigen Männer beenden schließlich den Krieg, um ihre Frauen wieder heimführen zu können.

Neben *Lysistrate*, die das Thema Frau und Politik in abgeschwächter Form berührt, bringt Aristophanes' Alterswerk *Ekklesiazousai* eine bis ins letzte Extrem gedachte Satire des Rollentausches.⁴⁸ Auf der Basis demokratischer Mittel erzielen die als Männer verkleideten Frauen einen Mehrheitsbeschluss in der Volksversammlung, wodurch ihnen die Leitung des Staates übergeben wird. In der Folge weiten die Frauen ihren Demokratiebegriff bzw. ihre Auffassung von der Gleichheit der Bürger bis in intimste Lebensbereiche 'kommunistisch' aus. So werden Topoi, die fast wie eine Vorwegnahme platonischen Gedankengutes anmuten, durch extreme Konsequenz ad absurdum geführt.⁴⁹ Anfänglich scheinen die 'demokratisch-kommunistischen' Forderungen noch akzeptabel und könnten ebensogut aus einem staatsutopischen Werk wie dem Platons stammen.⁵⁰ Mit der Ausdehnung des Gemeinschaftsbesitzes auf die Menschen selbst erfährt die Komödie ihren burlesken Höhepunkt. Der weibliche Teil der Bevölkerung führt einen utopisch-demokratischen Frauen- und Kinderkommunismus ein, der sich in seinen Grundaussagen eigentlich kaum von den Vorstellungen Platons unterscheidet. "Denn die Weiber auch werden Gemeingut sein, und zu jedem wird jede sich legen / Und schwängern sich lassen von jedem, der will!" (Aristoph. Eccl. 614-615). Während die *Politeia* sich darum bemüht, einen perfekten Staat theoretisch vorzuführen, ist die Komödie darauf aus, die Probleme einer praktischen Umsetzung ihrem Genre gemäß bloßzulegen. So wird die Frage gestellt, was wohl eintritt, "wenn auf eine dann alle losgehen, auf die Schönste - wie sollten sie [die Männer] nicht? -, und begehren mit ihr sich zu paaren?" (Aristoph. Eccl. 615-616) Als Lösung des Problems kommen die Frauen zum Ergebnis, dass zuerst - d.h. bevor ein Mann mit der Frau seiner Wahl verkehren darf - die Hässlichen an die Reihe zu kommen haben. "Wer die Schöne begehrt, der bequeme sich nur erst das hässliche Weib zu besteigen" (Aristoph. Eccl. 618) Anhand eines jungen Mannes, der

Übersetzung aus Aristoteles, *Politik*, ed. und trans. Olof Gigon (München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1984).

⁴⁸ Zum Utopischen der *Ekklesiazousai* vgl. Jan Pecírka, "Aristophanes und die Utopie in der Krise der polis," *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin: Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 12 (1963): 215-219.

⁴⁹ Die *Ekklesiazousai* sind zeitlich vor Platons *Politeia* anzusiedeln. Einen Erklärungsversuch für den Topos der Frauengemeinschaft bei Herodot, Aristophanes und Plato gibt Hadas (1935) durch Annahme einer verlorenen gemeinsamen Quelle.

⁵⁰ Alles wird künftig Gemeingut sein, und allen wird alles gehören,
Sich ernähren wird einer wie alle fortan, nicht Reiche mehr gibts noch Arme,
Nicht besitzen wird der viele Morgen Land und jener kein Plätzchen zum Grabe;
Nicht Sklaven in Meng wird halten der ein' und der andre nicht einen Bedienten.
Nein, allen und jeden gemeinsam sei gleichmäßig in allem das Leben!

Übersetzung aus Aristophanes, *Sämtliche Komödien*, (Aristoph. Eccl. 590 - 594) trans. Ludwig Seeger (München: dtv, 1976).

auf dem Weg zu einem jungen Mädchen ist, wird der staatsutopische Topos der Frauengemeinschaft mehr als verfremdet. Der besagte Jüngling wird von liebeshungrigen alten Frauen abgefangen und auf gesetzlicher Grundlage gezwungen, erst sie auf 'demokratische' Weise zu beglücken und sich damit den freien Zutritt zu seiner jungen Freundin zu erwerben. Die Komödie endet mit dem Bild des verzweiferten Mannes, der von alten Frauen gegen seinen Willen fortgeschleppt wird.

Diesen für die Männer so 'beschwerlichen' Vorschriften ist ein schlaffenartiges Leben gegenübergestellt (Aristoph. Eccl. 839-844), wie wir es aus unzähligen Texten vor Aristophanes schon kennen.⁵¹ Männer und Frauen sind von Arbeiten befreit, welche nun von den gemeinnützigen Sklaven verrichtet werden. Aristophanes bedient sich hier der alten Topik eines paradiesischen Lebens, die schon bei Homer, Hesiod und Herodot vielfältig ausgeformt ist. Durch diese Verweise auf Gemeinplätze des utopischen Denkens knüpft Aristophanes an die utopische Tradition an, verfremdet diese aber in ihr dystopisches Gegenteil. Die *Ekklesiazousai* sind sicherlich als Dystopie aus der Sicht der Männer zu verstehen und damit auch eine Absage an das utopische Denken als solches. Einerseits wird dem männlichen Zuschauer suggeriert, dass er mit seiner gegenwärtigen Position sowieso nicht schlecht bedient sei, andererseits werden sexuelle Männerphantasien auf Frauen umgelenkt.⁵² Eindeutige Kritik richtet sich aber gegen die Institution Demokratie, die so flexibel geartet ist, dass die Frauen theoretisch auf legitime Weise ans Ruder des Staates gelangen könnten. Interessant ist, wie Aristophanes aus denselben Motiven wie die Staatsutopie (Schlaraffenlandidyllen, Besitzgemeinschaft, Aufhebung des Familienverbandes mit Frauen- und Kindergemeinschaft, Rollentausch etc.) völlig konträre Ergebnisse erzielt und daraus eine dystopische Schreckensvision für Männer kreiert.

Eine ähnliche utopische Passage aus hellenistischer Zeit ist bei Diodor überliefert, in der viele Topoi älterer Texte wie Rollentausch, Amazonenvorstellungen und Vermännlichung der Frauen verarbeitet sind. Den Rahmen dieser utopischen Episode bildet ein Bericht über "ein Volk, das unter Weiberherrschaft stand und eine von der unsrigen verschiedene Lebensweise befolgte" (Diod. 3, 53, 1). Kriegsdienst und die Leitung des Staates obliegen in diesem libyschen Stamm den Frauen, die Aufzucht der Kinder und Hausarbeit sind Aufgabenbereiche der Männer.

Das Kriegführen war ein Geschäft für die Weiber. Sie mussten eine bestimmte Zeit Kriegsdienste thun und Jungfrauen bleiben. Wenn die Jahre der Dienstpflicht vorüber waren, so hatten sie zwar mit Männern Gemeinschaft, um ihr Geschlecht fortzupflanzen; aber die Regierung und die öffentlichen Ämter behielten sie sich allein vor. Die Männer hingegen lebten wie bei uns die Frauen, in häuslicher Zurückgezogenheit, den Befehlen ihrer Gattinnen gehorchend. Sie hatten weder mit dem Krieg noch mit der Staatsverwaltung etwas zu schaffen, und durften überhaupt nirgends öffentlich auftreten, wo sie ihrer Würde eingedenk, den Weibern gegenüber sich hätten geltend machen können. Die Kinder wurden sogleich nach der Geburt den Männern übergeben [...]. (Diod. 3, 53, 1)

⁵¹ Am meisten ähnelt Aristophanes' Werk hier Herodots Beschreibung des sagenhaften Tisches der Sonne bei den Äthiopiern (Hdt. 3, 18).

⁵² J. Wood greift in der antifeministischen Satire *Pantaletta: A Romance of Sheland* (New York: American News Co., 1882) auch dieses Thema für ihre Zwecke auf. Ein männlicher Reisender gelangt in ein Land, das von "bartlosen Männern" bewohnt ist. Bald stellt sich heraus, dass es sich um mannhafte Frauen handelt, die eine Gesellschaft gegründet haben, die auf einem Rollentausch der Geschlechter basiert. *Pantaletta* erinnert in manchen Aspekten an Aristophanes Komödie *Ekklesiazousai*. Ganz ähnlich wie der junge Mann in dem antiken Schauspiel von Frauen sexuell verfolgt wird, wird auch in dieser Satire der männliche Besucher von frustrierten Frauen bedrängt.

Diese Episode ist sicherlich nicht als ernst gemeinter staatstheoretischer Entwurf, sondern als eine Rückprojektion utopischer Themen zu verstehen, die Diodor von Platon, Aristophanes, Herodot und anderen Schriftstellern bekannt gewesen sein dürften. Auch in dieser Überlieferung sind die amazonenhafte Frauen eindeutig negativ gezeichnet und lassen patriarchale Züge deutlich hervortreten. So werden diese schließlich von Herakles völlig vertilgt, denn er konnte es nicht dulden, "dass *es noch von Weibern beherrschte Völker gäbe*" (Diod. 3, 55, 3). Für spätere Utopien ist vor allem das Motiv des Rollentauschs, d.h. die Umkehr von männlicher und weiblicher Einfluss-Sphäre von Bedeutung, die erst wieder in modernen Werken in dieser Radikalität aufgegriffen und ernsthaft vertreten wird.⁵³

Weibliche Natur als regressive Utopie

Ein Themenbereich der antiken Utopie, der auf die zeitgenössische Frauenutopie den wohl größten Einfluss ausgeübt hat, ist die Vorstellung einer weiblich konnotierten Natur. Besonders die ökofeministische Utopie der 70er und 80er Jahre verbindet diese geschlechtlich besetzten Naturkonzeptionen mit feministisch utopischen Anliegen. In der Antike sind diese Rückbesinnungen auf ursprünglich natürliche Zustände als Reaktionen auf urbane Gesellschaftsstrukturen zu verstehen. Die Dichtungen der späten Republik und des beginnenden Prinzipats verbrämen die Topik Hesiods und Homers zu einem schlaraffenlandartigen Naturidyll, welches das herrschende spezialisierte und arbeitsteilige Sozialgefüge überflüssig machen soll (vgl. Ov. met. 1, 90-101). Neben utopischer Anarchie und allgemeinem Frieden wird vor allem das Bild einer benevolenten Natur ausführlich geschildert, was besonders für das Thema Weiblichkeit und Utopie weite Kreise ziehen wird. So beschreibt Ovid ein Goldenes Zeitalter, als die Natur noch, ohne bebaut zu werden, den Menschen aus sich selbst heraus ernährte (vgl. Ov. met. 1, 102-112). Diese lyrische Behandlung einer wohlwollenden Natur dominiert das utopische Denken bis in die Neuzeit und wird auf mannigfaltige Weise variiert und ausgeformt.⁵⁴ In dieser Tradition, an der sich vor allem die Pastoral-Literatur der Neuzeit maßgeblich orientiert, wird die Natur in weiblichen Metaphern als nährende Mutter geschildert. Stellvertretend für andere Dichter sei hier Ovid genannt, der zum Beispiel die Natur des Ehernen Zeitalters als weiblichen Organismus beschreibt, der vom Menschen körperlich ausgebeutet wird.

nec tantum segetes alimentaue debita dives
poscebatur humus, sed itum est in viscera terrae:
quasque recondiderat Stygiisque admoverat umbris,
effodiuntur opes, inritamenta malorum. [...]
imminet exitio vir coniugis, illa mariti;

⁵³ Als eine der ersten Frauenutopien greift Elizabeth Corbetts *New Amazonia: A Foretaste of the Future* (London: Tower Press, 1889) ähnliche Rollentauschvorstellungen auf. In ihrer Vision wird Irland zu einer Frauenkolonie, wo sich nach sechs Jahrhunderten eigenständiger Entwicklung "amazonenhafte" körperliche Eigenschaften bei den Frauen bemerkbar machen. Zwei viktorianische "time-travellers" (eine Frau und ein Mann) kommen zu dieser utopischen Gemeinschaft und reagieren unterschiedlich auf die neuen Zustände. Während die Frau völlig positiv eingestellt die Neuerungen begrüßt, empfindet der männliche Besucher die Amazonenherrschaft als dystopische Schreckensvision. Corbetts *Amazonia* unterscheidet sich aber von Utopien wie *Herland* grundlegend in seiner technologisch-urbanen Ausrichtung. Neben Eisenbahnen und elektrischen Autos besitzen die Bewohnerinnen eine sogenannte "Domestic Aid Society", die Arbeiten mit neuestem technischen Gerät ausführt. Der männliche Anteil der Bevölkerung wird gerade so hoch gehalten, dass er zur Gewährleistung der Fortpflanzung ausreicht. Die politische Macht liegt ausnahmslos in den Händen der Frauen.

⁵⁴ Analoge Behandlungen dieses Themas in der Antike finden sich unter anderem bei Vergil (*Georgica* 2, V. 536-46), Tibull (1. Buch, 3. Elegie, V. 35-48) und Horaz (16. Epode, V. 41-66).

lurida terribiles miscent aconita novercae;
filius ante diem patrios inquit in annos.
victa iacet pietas, et virgo caede madentis,
ultima caelestum, terras Astraea reliquit. (Ov. met. 1, 137-149)

Und von dem reichen Boden verlangte man nicht nur die Saat, nicht nur die geschuldete Nahrung: man drang in der Erde Geweide. Schätze, die tief sie versteckt und den stygischen Schatten genähert, grub man hervor - dem Schlechten zum Anreiz; [...] Tod der Gemahlin droht der Mann und die ihrem Gatten. Schreckliche Stiefmütter mischen die leichenschaffenden Gifte. Vor der Zeit schon forscht nach dem Ende des Vaters der Sohn: Dar-nieder liegt die heilige Scheu, und, der Himmlischen letzte, Jungfrau Astraea verläßt die mordbluttriefende Erde.⁵⁵

Die Erde wird in weiblich-jungfräulichen Metaphern geschildert bzw. ihre Ausbeutung einer Vergewaltigung gleichgestellt. Mit der Zivilisation verliert die Erde sozusagen ihre ursprüngliche Unschuld. Ganz ähnlich versucht bereits Lukrez in *De rerum natura*, eine wissenschaftliche Erklärung für die Entstehung des menschlichen Geschlechts zu geben, indem er die Erde als gebärende Mutter darstellt: "*genuit tellus eadem [mortalia] quae nunc alit ex se*" ("die Erde gebar sie [Geschlechter der Menschen], die jetzt aus sich sie auch ernähret"; Lucr. 2, 1156).⁵⁶ Die rituelle geschlechtliche Verbindung zwischen weiblichen und männlichen Prinzipien wird aber gerade in der späten Republik zu einem Ausgangspunkt utopischen Wunschdenkens. Bekanntestes Beispiel für diese Verbindung alter mythologischer Bilder mit politischen Anliegen ist die Endzeithoffnung auf ein neues Goldenes Zeitalter in der 4. Ekloge Vergils. Mit der Geburt eines Erlöserkindes - so sagt der Dichter voraus - soll das Eisene Zeitalter abgelöst werden.

Ultima Cumaevi venit iam carminis aetas;
magnus ab integro saeculorum nascitur ordo.
iam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
iam nova progenies caelo demittitur alto.
tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
desinet ac toto surget gens aurea mundo [...]. (Verg. ecl. 4, 4-9)

Schon ist die Fülle der Zeiten gekommen dem Liede von Cumae;
und von neuem beginnt der Jahrhunderte mächtige Reihe.
Schon kehrt die Jungfrau zurück, und es nahen die saturnischen Reiche.
Schon wird ein neues Geschlecht vom erhabenen Himmel gesendet.
Sei du dem kommenden Kind recht günstig: Lucina,
Keusche, mit ihm hörte auf der Menschheit eisernes Alter,
Und es entsteht nun das goldne [...].⁵⁷

⁵⁵ Übersetzung aus Ovid, *Metamorphosen*, trans. Erich Rösch (München: Ernst Heimeran Verlag, 1961).

⁵⁶ Lukrez, *De rerum natura*, trans. Karl Büchner (Zürich: Artemis, 1956). Dieses Motiv einer weiblichen Erde existiert schon in den frühesten griechischen Mythen über die Trennung von Uranos (Himmel) - Gaia (Erde) (vgl. Hes. theog. 116ff).

⁵⁷ Übersetzung aus Vergil, *Werke in einem Band*, trans. Richard Seelisch und Wilhelm Hertzberg (Berlin, Weimar: Aufbauverlag, 1965). Die Literatur zur 4. Ekloge Vergils ist kaum noch zu überblicken. Meist handeln die Arbeiten über die Person des genannten Erlöserkindes; d.h. über die Frage, wer bzw. ob damit überhaupt eine reale Person gemeint ist. Die Auslegungen reichen von

Die Ekloge fügt sich gut in die allgemeine Wiederbelebung orientalischer Mythen im ersten vorchristlichen Jahrhundert. Antonius sah sich zum Beispiel als neuen Dionysos, Osiris bzw. Sonnengott und Kleopatra als Aphrodite und neue Isis. Sie beide nannten ihre gemeinsamen Kinder nach dem Sonnengott Helios und der Mondgöttin Selene. Durch diese Gesten wurde formell eine politische Erneuerung bzw. die Restauration eines neuen Goldenen Zeitalters rituell beschworen. Die Verbindung vom männlichen Prinzip der Sonne mit dem weiblichen des Mondes taucht vor allem in der Literatur zur Alchimie und Metallurgie der frühen Neuzeit als rituelle Hochzeit der Elemente wieder auf.⁵⁸ Durch diese geschlechtliche Bindung soll die Natur ihre Früchte in Form von Metallen, Nahrung und Lebewesen hervorbringen.

Es lässt sich ein weiter Bogen im griechisch-römischen utopischen Denken ebenso wie in der biblisch-christlichen Tradition in Bezug auf die Funktion des Weiblichen spannen: Die Möglichkeiten reichen vom Symbol der Verderbnis, das für den Fall aus dem Paradies zu zeichnen hat, bis hin zur Trägerin des Erlöserkindes, wodurch die Endzeit eines ewigen Goldenen Zeitalters wiederhergestellt werden soll. Zwischen diesen beiden Extremen finden sich die unterschiedlichsten Abstufungen und Variationen, in welchen das Weibliche den Zielen männlichen Utopiedenkens untergeordnet ist.

Das zentrale Thema der zeitgenössischen Utopie ist aber sicher die Verbindung von Weiblichkeit und Natur. Die Wurzeln liegen in der langen Tradition der Gegensatzpaare Frau-Natur und Mann-Kultur. Ansätze dieser Dichotomie finden sich schon im antiken Denken, werden aber erst im 20. Jahrhundert in größerem Maße in den so genannten ökofeministischen Utopien problematisiert. Gerade in den Werken der vergangenen zwei Jahrzehnte werden auch weitere Topoi der antiken Utopie aufgegriffen und für feministische Zwecke adaptiert. Amazonenvisionen mit Rollentauschgesellschaften bzw. eine allgemeine 'Vermännlichung' der Frauen bilden zusammen mit einer generell ökologisch-weiblichen Ausrichtung die grundlegenden Rahmenbedingungen der neueren literarischen Utopie von Frauen.

einem Kind Octavians, eines Konsuls (Gaius Asinius Pollio) oder des Antonius bis zu christlichen Umformungen, in denen die Vergil-Stelle als Ankündigung des christlichen Erlösers umgedeutet wird.

⁵⁸ Vgl. dazu vor allem das Kapitel "Rites and Mysteries in Metallurgy" in Mircea Eliade, *The Forge and the Crucible: The Origins and Structures of Alchemy* (1956), trans. Stephen Corrin (Chicago, London: The University of Chicago Press, 1978): 53-64 und Carolyn Merchant, *The Death of Nature: Women Ecology and the Scientific Revolution* (San Francisco: Harper & Row, 1980): 22.

Geschichten aus Clairvaux. Mirakel und Visionen aus dem 12. Jahrhundert

Gabriela Kompatscher-Gufler

Einführung

1. Autor

Herbert von Clairvaux war ein Zeitgenosse Bernhards von Clairvaux. Ob Herbert den großen Mystiker und Vater des Zisterzienserordens persönlich gekannt hat, ist ungewiss: Herbert trat 1151 oder 1153 in Clairvaux ein, 1153 starb Bernhard in Clairvaux.

Herbert, der vermutlich aus Südfrankreich stammte, hielt sich zwischen 1153 und 1168/69 in Clairvaux auf, wo er zunächst sein Noviziat verbrachte. An einigen Stellen in seinem Werk scheint Herbert auf diesen Abschnitt seines Lebens zu verweisen, etwa wenn er über Abt Fastradus (1157–1163 Abt von Clairvaux) berichtet und schreibt, er habe diesem mehrere Jahre hindurch bei Tisch gedient¹, oder wenn er Achardus nennt, der zu dieser Zeit *magister novitiorum* und vermutlich auch Herberts Lehrer war. Zwischen 1168/69 und 1178 scheint Herbert als Abt von Mores in der Champagne auf. Anschließend hielt er sich bis 1181 wieder in Clairvaux auf, u. a. als Sekretär des Abtes Heinrich von Clairvaux (= Heinrich von Marcy, Abt von Clairvaux 1176/77–79). 1181 wurde er als Erzbischof nach Torres auf Sardinien entsandt, wo er spätestens 1198 starb.²

2. Werk

2.1. Überlieferung

Herbert erstellte eine Sammlung von Visionen und Mirakeln, den sog. *Liber miraculorum*, von dem heute noch ca. 30 Textzeugen existieren: Neben Textfragmenten und -exzerpten sind 15 Handschriften erhalten, welche die Sammlung in einer langen, wohl der ursprünglichen Textgestalt entsprechenden Fassung überliefern; zwei weitere Codices enthalten eine Kurzfassung, die im 13. Jh. in Bayern entstand (heute Bayerische Staatsbibliothek, Clm 6914) und von dort in das Zisterzienserstift Stams in Tirol gelangte (Cod. 6 ARC).

2.2. Inhalt

Herberts *Liber miraculorum* soll nach einer Notiz im *Chronicon Clarevallense* (13. Jh.) im Jahr 1178 verfasst worden sein; wahrscheinlicher ist jedoch, dass sich die Kompilation über

¹ Cap. II: *Satis etenim illum super huiusmodi novi atque notavi, quippe qui pluribus annis eidem in mensa ministravi*. Herbert ist hier und im Folgenden nach meiner im Druck befindlichen Edition der Kurzfassung zitiert. Von der Langfassung existiert ein Druck aus dem 17. Jh.: Pierre-François CHIFFLET, *S. Bernardi Clarevallensis genus illustre assertum. Accedunt Odonis de Diogilo, Joannis Eremitae, Herberti Turrium Sardiniae archiepiscopi aliorumque aliquot scriptorum opuscula*. Divione 1660, 161–394; diese Ausgabe wird von der Patrologia Latina wiedergegeben: Herberti Turrium Sardiniae archiepiscopi de miraculis libri tres. PL 185, 1273–1384 (Fragmenta ex Herberti libris de miraculis Cisterciensium monachorum PL 185, 453–466).

² Zu Herberts Leben siehe v. a. OLIVA, Erberto monaco.

mehrere Jahre zog und vielleicht auch erst in Sardinien abgeschlossen wurde.³ Bernhard von Clairvaux ist eine der zentralen Figuren in Herberts Werk: Die unverhältnismäßige Erhöhung, die Bernhard in Werken wie diesem erfährt, die Darstellung als Wunderheiler, Asket, Menschenfischer, Übervater, Überabt in Personalunion lässt ihn zur Kultfigur werden; doch auch andere frühe Vertreter des Zisterzienserordens, Äbte, Mönche und Konversen, die sich durch außerordentliche Tugend und Frömmigkeit auszeichnen und die den Versuchungen durch den *antiquus hostis* mit Gottes Hilfe stets widerstehen können, fanden Eingang in diese Sammlung:

cap. XVIII: Ein Novize namens Iulianus sieht einmal einen unreinen Geist in Gestalt eines Ziegenbocks durch den Chor streifen; der Geist stellt sich vor ihm hin und schneidet allerlei Grimassen; schließlich geht er weiter, zu einem besonders reinen und frommen Mönch namens Gerhard, und beginnt, diesen mit unkeuschen Gesten zu verspotten; Gerhard seinerseits verspottet ihn noch viel mehr, schreibt Herbert, und bläst ihn an, woraufhin der Geist verschwindet.⁴

Neben Mönchen, die als positive Identifikationsmodelle dienen, bevölkern auch Mönche, deren Fehlverhalten durch Visionen und andere Mirakel korrigiert wird, die Erzählungen. Eine Vision erfüllt bei Herbert meistens die Funktion einer Beratung: Bekehrung bzw. Bewahrung vor dem falschen Weg oder Affirmation der bisherigen Lebensweise. Visionen helfen dem Mönch, Versuchungen zu besiegen, auf den rechten Weg zurückzufinden, die richtigen Entscheidungen zu treffen, Gottes Willen zu erkennen, sie motivieren ihn zu rechtem Handeln.⁵

cap. XXIX: Ein etwas kränklicher Mönch verwendet allzu viel Zeit und Sorge auf die Auswahl von Speisen und die Besorgung von Medikamenten, statt sich und seine Gesundheit Gott zu empfehlen. Eines Tages hat er eine Vision von Maria, wie sie an seine Brüder ein Elixier austeilt, ihn aber mit folgenden Worten leer ausgehen lässt: „*Tu medicus sapiens et curam tui sollicitè gerens, numquid nostro medicamine indiges? Vade itaque, vade et cura te ipsum, sicut volueris, quoniam de hiis, qui curam suam super Dominum iactant, cura est nobis.*“

Der Mönch gelobt Besserung, erhält einen Löffel von dem Elixier und wird gesund.

cap. XLVIII: Es kam wohl öfter vor, dass Mönche während der nächtlichen Gebetsstunden einschliefen; so passierte es auch einem Mönch aus Grandselve, einem ansonsten sehr frommen Mann: da tritt ein Engel zu ihm, packt ihn am Gewand und schleift ihn aus dem Chor. „*Quis es, domine, et cur ita me trahis?*“, fragt der Mönch. Jener aber antwortet: „*Et tu, cur ita dormis? Ad dormiendum an ad vigilandum surrexisti?*“ Fortan bemüht sich der Mönch, aufmerksamer und eifriger an den Vigilien teilzunehmen.

Wenn es sozusagen ums Ganze geht, werden auch drastischere Maßnahmen ergriffen:

cap. XV: Ein Mönch will – natürlich auf Eingebung des Teufels – aus dem Kloster austreten und wieder ins weltliche Leben zurückkehren. Da erscheint ihm im Traum Bernhard und schlägt ihn mit einem Stock grün und blau. „*Ecce stipendia, que mereris; surge nunc et fuge, si poteris!*“, mit diesen Worten lässt Bernhard ihn zurück. Der Mönch erwacht und ist tatsächlich so übel zugerichtet, dass er in die Krankenstation eingeliefert werden muss. Er sieht dieses Erlebnis als Bestrafung für seinen verräterischen Plan an und bleibt im Kloster.

³ Vgl. dazu Graziano FOIS, Gonario giudice e poi monaco ed Herbertus Arcivescovo di Torres: storia di intersezioni. *Herbertus Archiepiscopus Turritanus. Bollettino del Gruppo di Studi „Herbertus“* 1 (2000) 56f.

⁴ Dieses *exsufflare* ist Teil von Exorzismen: Man haucht jemanden an, um den Teufel zu verbannen (siehe Arnold Angenendt, *Lexikon des Mittelalters* IV. München 1989, 172f., s.v. Exorzismus).

⁵ Zum Thema Visionen empfehle ich die Lektüre von Peter DINZELBACHER, *Vision und Visionsliteratur im Mittelalter (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 23)*. Stuttgart 1981.

Die von mir in meiner Habilitationsschrift behandelte Kurzfassung von Herberts Wunderbuch ist das Ergebnis einer Bearbeitung durch einen unbekanntem Redaktor, der alle Erzählungen ohne Zisterzienserbezug streicht und so aus einem Mirakel- und Visionsbuch mit Zisterzienserschwerpunkt einen reinen *Liber visionum et miraculorum fratrum Ordinis Cisterciensis*, d.h. aus Herberts bunter und unsystematischer Mirakelsammlung eine Propagandaschrift für den Zisterzienserorden macht.⁶

So kommen zu den genannten Figuren aus dem Zisterzienserorden in der Langfassung noch Angehörige anderer Orden und Laien hinzu, denen Wundersames widerfahren ist:

cap. 61⁷: Die fromme Jungfrau Margareta aus Flandern schneidet sich Nase und Oberlippe weg, um einer erzwungenen Hochzeit zu entgehen, und opfert ihr Leben fortan den Armen und Kranken.

cap. 62: Eine schöne, junge Nonne wird von Wilhelm, König der Engländer, bedroht; bevor er sich auf sie stürzen und sie vergewaltigen kann, sticht sie sich die Augen aus und präsentiert ihm diese auf einem Teller; das blutüberströmte, verunstaltete Gesicht der Frau schlägt Wilhelm in die Flucht.

cap. 117: Eine Ketzerin aus der Nähe von Cluny, *nomine et genere clara, sed mente et opere tenebrosa*, empfängt ein Kind, *a demone an ab homine nescio*, schreibt Herbert; nach zwei Jahre dauernder Schwangerschaft bringt sie ein entstelltes, struppiges, bärtiges Kind zur Welt, das mehr nach mütterlichem Blut als nach Muttermilch giert.

cap. 121: Ein Kartäusermönch liegt schwer krank darnieder und vertraut seinem Prior an, wie ihn einst die Jungfrau Maria durch ihr Erscheinen und ihre Ratschläge gegen Satan gewappnet hat – die Langfassung gesteht also auch Kartäusern beglückende Visionen zu, während in der Kurzfassung die Zisterzienser das Monopol auf das ewige Heil haben.

Der Umgang des Visionärs mit der erscheinenden überirdischen Person bzw. das Verhältnis zwischen diesen beiden ist oft sehr persönlich: Die erscheinende Person vermittelt nicht nur Informationen in Monologform, oft kommt es auch zu richtigen Dialogen.⁸ Sogar Küsse werden getauscht: *ita ut eadem sanctissima regina aliquando illi apparens [...] pudicissimum sui oris osculum castis eiusdem labris stupenda dignatione inprimeret* (cap. VIII).⁹

Neben Visionen finden sich bei Herbert auch andere Arten von Mirakeln:

1. Heilungsmirakel¹⁰: Vom Hl. Bernhard wird etwa berichtet, wie er einmal ein taubstummes Mädchen geheilt habe; er habe ihre Lippen und ihre Ohren mit seinem Speichel betupft und ihr befohlen, Maria zu rufen, und tatsächlich habe sie, *que numquam fuerat locuta*, plötzlich laut „*Sancta Maria!*“ gerufen (cap. III).

Hier sind auch die postum bewirkten Mirakel zu nennen: Am Grab eines Eremiten seien durch dessen Eingreifen Wunder und Wunderheilungen geschehen: *Porro ad ipsum*

⁶ Dieses Theorie habe ich in einem Aufsatz, der in Kürze im *Bollettino del Gruppo di Studi „Herbertus“* (Centro studi Basilica di San Gavino) erscheinen wird, zu belegen versucht.

⁷ Die hier angeführten Kapitel-Nummern beziehen sich auf die Nummerierung von Clm 2607, Bayerische Staatsbibliothek, jener Handschrift der Langfassung, welche die Vorlage für den Redaktor der Kurzfassung bot und zudem nicht nur eine Vertreterin jener Redaktion ist, welche die weiteste Verbreitung erfahren hat, sondern die bayerisch-österreichische Handschriften-Gruppe der Langfassung wohl auch am besten repräsentiert. Die Kapitel 61 und 62 wurden von Chifflet herausgegeben und somit auch als II 41 und 42 in der *Patrologia Latina* abgedruckt.

⁸ Zum Thema Interaktion zwischen Visionär und erscheinender Person siehe DINZELBACHER, *Vision* 146ff.

⁹ Die Rede ist von Abt Abraham, dem Maria mehrmals erscheint. Die Verwendung der Adjektive *pudicissimum* und *castis* zeigt allerdings an, dass es sich dabei nicht etwa um eine erotische Interaktion handelt (was ja auch nicht ganz so absurd wäre, man denke an die Formen der Christusminne bei manchen Mystikerinnen [Hadewijch, Gertrud die Große, Mechthild von Magdeburg]).

¹⁰ Zum Thema Heilungsmirakel siehe SIGAL, *Miracle*; WITTMER-BUTSCH, *Miracula*.

tumulum eius miracula frequenter usque hodie fiunt et sanitates et beneficia multa ipso interveniente fideliter postulantes accipiunt (cap. LXXVII).

2. Interventionsmirakel: Durch Mirakel greift Gott ein, um seinen Gläubigen gegen die Anfechtungen durch den Teufel zur Seite zu stehen, z. B. in cap. XXV: Gott bewahrt eine seiner Dienerinnen davor, der Versuchung, Fleisch zu essen, nachzugeben, indem er eine Fleischspeise in drei kleine lebende Raben verwandelt.¹¹
3. Wundersame „Halluzinationen“: Ein Abt denkt beim Gebet mit brennender Sehnsucht (*estuanti desiderio*) an Jesus und Maria; da bewirkt der Herr, *ut qualis introrsus erat, talis exterius apparet*: Es scheint, als stünde er in Flammen, die ihn jedoch nicht verbrennen (cap. XI).
4. Eucharistie-Mirakel: Ein Mönch empfängt die hl. Kommunion und diese schmeckt – so sein Empfinden – wie Honig; diese Wahrnehmung hält sich die ganze Woche bis zur nächsten Kommunion. Allerdings macht er den Fehler, einen Freund zurechtzuweisen und dabei über das Ziel hinauszuschießen, und in diesem Seelenzustand die Kommunion zu empfangen: Diese schmeckt nun wie Wermut (cap. XXXI).
5. Mirakel verschiedener Art: Ein ungebildeter Mönch erstaunt in der Stunde seines Todes die anwesenden Krankenpfleger mit einer gelehrten Erörterung über die hl. Schrift in lateinischer Sprache: *De fratre illiterato, qui moriens loquebatur literaliter et cantando migravit* lautet der Titel (cap. LXIV).

2.3. Quellen

Herbert bezieht sein Material aus schriftlichen und mündlichen Quellen; vor allem letztere führt er in seinem Werk häufig an: Berichte aus erster Hand (Personen, die ihm von ihren Visionen berichten), Augenzeugenberichte (Personen, die wundersame Ereignisse rund um andere Personen beobachtet hatten), aber auch Erzählungen aus zweiter und dritter Hand. Bei der Bearbeitung des ihm vorliegenden Materials ist Herbert ganz der Tradition hagiographischer Schriftstellerei verhaftet, was man an der durchgängigen Verwendung konventioneller hagiographischer Schemata erkennt.¹²

2.4. Intention des Autors

Welchen Zweck verfolgt Herbert?

An einigen Stellen gibt Herbert selbst die Gründe dafür an, warum er diese Geschichten niederschreibt: nämlich um seinen Lesern *solamen* – Trost, Beistand, Labsal, Freude – zu bringen: Er möchte, so schreibt er, die Offenbarungen, die ihm selbst größten Trost und Freude gebracht hätten, wiedergeben, damit auch andere sich seelisch daran laben könnten: ... *prefatas revelationes, in quibus non modice consolatum fuisse me memini, ad aliorum eque solamen presenti pagine intuli* (cap. XXXIX).

An anderer Stelle wiederum schreibt er, er habe die Begebenheiten aus dem Leben des Abtes Fastred schriftlich festgehalten, damit sie nicht in Vergessenheit gerieten: *Hec de beatissimo patre succincta relatione disserui ... ut ea, que solummodo vel michi soli vel paucis mecum nota esse putabam, litterarum monumentis tradita non preterirent* (cap. II).

Und in einem anderen Kapitel präzisiert er: Er fürchtet, Gott zu beleidigen, wenn die Vision, die ihm Peter von Toulouse anvertraut hatte, durch sein Schweigen in Vergessenheit geriete: *Vereor siquidem et multum vereor Deum nostrum offendere, si rem gloriosam atque mirabilem, que vel michi soli vel forte rarissimis, quorum tamen nullum hodie superesse*

¹¹ Zum christlichen Vegetarismus siehe Hubertus LUTTERBACH, Was das christliche Mönchtum mit der neutestamentlichen Indifferenz gegenüber dem Fleischverzehr anfang. *Biblisches Forum* 2 (2000) 120–135.

¹² Zum Thema Hagiographie siehe VON DER NAHMER, Heiligenvita.

existimo, ab eodem Dei homine credita est, in qua etiam Deus glorificari et multorum fides atque devotio crescere potest, silentio meo perire permittam (cap. XXIV).

Was lässt sich jedoch zwischen den Zeilen herauslesen?:

Immer wieder betont Herbert die Tugendhaftigkeit und besondere Frömmigkeit seiner Figuren, eine implizite Aufforderung an den Leser, es diesen frommen Männern (und Frauen) gleichzutun; die von Herbert ausgeführten Negativbeispiele wiederum sollen als Warnung vor Fehlritten dienen.

Herbert stellt eine Sammlung von Exempeln zusammen. Exempel haben die Funktion der asketischen Unterweisung, der Erbauung, der Unterhaltung, der Glaubenswerbung. Um Glaubenswerbung geht es hier kaum, denn die intendierten Rezipienten sind die Mönche und Laienbrüder, an ein weltliches Publikum ist nicht zu denken. Es geht eher um Glaubensbestärkung, auch um die Bestärkung des Gottvertrauens, das unerschütterlich sein sollte; es geht um die Motivation zu einem frommen Leben, Warnung vor dem Bösen: Wie kann man als mittelalterlicher Mönch den Versuchungen widerstehen, wie können einem Menschen seine Sünden vergeben werden?¹³

Die Mirakel und Visionen, die Herbert für seine Sammlung zusammenträgt, sind somit – bis auf wenige Ausnahmen – keine bloßen Schilderungen von wundersamen Ereignissen, sondern sie übermitteln eine moralische Botschaft, sie haben eine paränetische Funktion.

Herbert berichtet von der Wirkung, die diese *exempla* auf ihn selbst gehabt hätten, und dieselbe Wirkung – so kann man annehmen – erhofft er sich wohl auch für den Leser.¹⁴

3. Die mittellateinische Sprache

Hier seien nur einige wenige Besonderheiten der mittellateinischen Sprache zusammengestellt, um die Lektüre zu erleichtern. Ausführlichere Informationen finden sich bei Langosch, Lateinisches Mittelalter 34-60, und Kindermann, Einführung 39-54.

Sprachliche Eigenheiten des Mittellateins

(nach Langosch, Lateinisches Mittelalter 53ff.)

1. Orthographie und Aussprache:

Ersetzung von ae und oe durch e caudata, seit dem 12. Jh. durch e: *eternus, pena*.

i und y werden miteinander vertauscht: *martir, dyabolus*.

e und i, o und u wechseln häufig: *tonica, monastirium*.

Aspiration fehlt ebenso oft, wie sie falsch gesetzt wird: *exalare, hiis*.

michi und nichil statt mihi und nihil.

c und t vor i werden vertauscht: *tercius, respitiens*.

Leichte Schwankungen gibt es bei den Konsonanten:

t / th: *thaurus, coturnus*;

c / ch: *monacus, choruscare*;

d / t: *capud, apud*;

ph / f: *fantasma, nephas*.

Um die Aussprache zu erleichtern wurde p zwischen m/t, m/s, m/n eingefügt:

sollemnis – sollempnis.

Bei der Konsonantenverdopplung herrscht Unsicherheit:

diffusus – difusus, Africa – Affrica.

¹³ Zu den Funktionen der Visionen vgl. DINZELBACHER, Revelationes 66ff.

¹⁴ Von den Intentionen Herberts sind jene des Redaktors der Kurzfassung zu unterscheiden, der, wie bereits erwähnt, in erster Linie propagandistische Zwecke verfolgt.

2. Formenlehre:

Übergang aus der 1. und 2. Deklination in die 3. und umgekehrt:

alacri statt *alacres*, *ignis* im Dat. pl. statt *ignibus*, im Dat. *illo* und *nullo* statt *illi* und *nulli*.

Viele Eigennamen, besonders alttestamentliche, werden nicht flektiert: Balaam.

Wechsel im Genus: *vinum* wird zu *vinus*.

Deponentia erhalten eine aktive Form (*mirari* wird zu *mirare*) und umgekehrt erhalten Verben, die keine Deponentia sind, nun eine deponentiale Form.

Übergang von einer Konjugation in eine andere aus phonetischen Gründen, e wird zu i, a zu e:

Wechsel von der 2. zur 3. Konjugation: *fulgére* wird zu *fulgere*: also *fulgit* statt *fulget*;

Wechsel von der 1. zur 2.: *radiare* wird zu *radere*;

Wechsel von der 3. zur 1. und umgekehrt: *adicere* wird zu *adiciare*, *amplecti* zu *amplectari*;

Wechsel von der 2. und 3. zur 4.: *prohibere* wird zu *prohibire*.

Im Futur wechseln die beiden Bildungsarten: *faciebo* statt *faciam*, *denegam* statt *denegabo*.

Der Ablativ des Gerundiums wird als Präsenspartizip verwendet: *laudando* steht für *laudans*.

3. Syntax:

Verben werden oft mit anderen Fällen als im Klassischen verbunden:

sequi + Akk.: jetzt mit Dativ;

frui, fungi, uti + Abl.: jetzt mit Akk.;

benedicere + Dat.: jetzt mit Akk.

Pronomina:

hic, ille, iste, ipse, idem werden wie *is* verwendet, oft nur wie der bestimmte Artikel.

Statt eines Kasus werden oft präpositionale Wendungen gesetzt:

statt des Genitivs: *fiala vini* – *fiala de vino*;

statt des Dativs: *alicui dare* – *dare ad aliquem*;

statt des Akkusativs: *regem accipere* – *ad* oder *in regem accipere*;

statt des Ablativs: *gladio interficere sub gladio interficere*;

andererseits werden aber auch Präpositionen eingespart: *pergere monasterium* (ad fällt weg).

Final- und Konsekutivsätze werden auch mit *quo, quod, quatenus, qualiter, quia, quoniam* eingeleitet; statt *ut non* steht auch *ne*.

Nach den *verba dicendi* und *sentiendi*, aber auch *timendi* stehen *quod* und *quia, quoniam, ut, quatenus* meist mit Indikativ, seltener mit dem Konjunktiv.

Der Gebrauch des Modus in Nebensätzen schwankt (Indikativ statt Konjunktiv und umgekehrt).

Der Infinitiv kann final gebraucht werden: *abiit manducare* (statt *abiit, ut manducaret*).

Statt des Ablativus absolutus kann auch ein Accusativus absolutus oder ein Nominativus absolutus stehen.

4. Wortlehre / Wortschatz:

Bedeutungslehre:

campus: klass. Feld, ml. Schlachtfeld, Kampf;

convertere, converti: klass. umdrehen, ml. ins Kloster gehen;

corpus: klass. Körper, ml. Hostie;

facultas: klass. Möglichkeit, Gelegenheit, ml. Recht, Fakultät;

feria: klass. freier Tag, ml. Wochentag;

frons: klass. Stirn, ml. auch Scham (sine fronte: ohne Scham);

aedificare: klass. erbauen, ml. geistlich erbauen;

comes: klass. Begleiter, ml. Graf, *comitissa*: Gräfin, *comitatus*: Grafschaft;

dux: klass. Führer, ml. Herzog, *ducissa*: Herzogin, *ducatus*: Herzogtum;

miles: klass. Soldat, ml. Ritter;

advocatus: klass. Rechtsbeistand, nachklass. Rechtsanwalt, ml. Vogt;

armarius: klass. *armarium* Schrank, ml. Bücherkasten, *armarius* Bibliothekar, Archivar;

villa: klass. Landhaus, Landgut, ml. Dorf, Stadt.

Neuschöpfungen: Aus bestehenden Elementen werden neue Elemente gebildet:

emenda: Buße;

metrificare: in metrische Verse bringen;

paulizare: verkleinern;

tantalizare: jemandem Tantalus-Qualen zufügen.

Fremdwörter: Übernahme und evt. Latinisierung von Fremdwörtern:

aus dem Griechischen: *monachus*: Mönch, *cirotheca*: Handschuh;

aus dem Germanischen: *bannus*: Gerichtsbarkeit;

aus dem Keltischen: *burgum*: Burg / Stadt, *cerevisia*: Bier;

aus dem Arabischen: *alchimia, cifra*.

Wortbildungslehre:

Vorliebe für Diminutiva, ohne dass die Bedeutung *diminutiv* wäre:

corpus – *corpusculum*.

Verwendung der Superlativform, wo im Klass. kein Superlativ gebildet werden kann:

ipse – *ipsissimus*: Gott.

Komposita sind sehr beliebt:

omnipotens, altipotens: Gott.

Literatur

In den Fußnoten wurden bereits einige Literaturhinweise gegeben. Hier nun systematisch ein knapper Überblick über ein- und weiterführende Literatur:

Mittellatein:¹⁵

Udo KINDERMANN, Einführung in die lateinische Literatur des mittelalterlichen Europa. Turnhout 1998 (zitiert als: KINDERMANN, Einführung).

Karl LANGOSCH, Lateinisches Mittelalter. Einleitung in Sprache und Literatur. Darmstadt 1988 (zitiert als: LANGOSCH, Lateinisches Mittelalter).

Peter STOTZ, Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. 5 Bde. (*Handbuch der Altertumswissenschaft* II 5). München 1996–2004.

Hagiographie:

Dieter VON DER NAHMER, Die lateinische Heiligenvita. Eine Einführung in die lateinische Hagiographie (*Das lateinische Mittelalter*). Darmstadt 1994 (zitiert als: VON DER NAHMER, Heiligenvita).

Mirakel und Visionen:

Peter DINZELBACHER, Vision und Visionsliteratur im Mittelalter (*Monographien zur Geschichte des Mittelalters* 23). Stuttgart 1981 (zitiert als: DINZELBACHER, Vision).

DERS. (Hg.), Mittelalterliche Visionsliteratur. Eine Anthologie. Darmstadt 1989.

DERS., *Revelationes (Typologie des sources du Moyen Âge occidental 57)*. Turnhout 1991 (zitiert als: DINZELBACHER, Revelationes).

Pierre-André SIGAL, L'homme et le miracle dans la France médiévale (XI^e–XII^e siècle). Paris 1985 (zitiert als: SIGAL, Miracle).

Maria WITTMER-BUTSCH, Constanze RENDTEL, *Miracula – Wunderheilungen im Mittelalter. Eine historisch-psychologische Annäherung*. Köln 2003 (zitiert als: WITTMER-BUTSCH, RENDTEL, Miracula).

Bernhard von Clairvaux und der Zisterzienserorden:

Patrick ARABEYRE, Jacques BERLIOZ, Philippe POIRRIER (Hrsg.), *Vies et légendes de saint Bernard. Création, diffusion, réception (XIIe–XXe siècles)*. Actes des Rencontres de Dijon, 7–8 juin 1991 (*Cîteaux: Commentarii Cistercienses, Textes et documents* 5). Cîteaux 1993.

Peter DINZELBACHER, *Bernhard von Clairvaux. Leben und Werk des berühmten Zisterziensers*. Darmstadt 1998 (zitiert als: DINZELBACHER, Bernhard).

Immo EBERL, *Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens*. Stuttgart 2002.

Herbert von Clairvaux:

Gabriela KOMPATSCHER, *Herbert di Clairvaux e il suo Liber miraculorum. Due versioni a confronto*. Ca. 15 S. Erscheint in: *Herbertus Archiepiscopus Turritanus. Bollettino del Gruppo di Studi „Herbertus“*.¹⁶

DIES., *Herbert von Clairvaux und sein Liber miraculorum*. Die Kurzversion eines anonymen bayerischen Redaktors. Ca. 370 S. Erscheint in: *Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters*.

Anna Maria OLIVA, *Erberto monaco di Clairvaux ed arcivescovo di Torres*. *Rivista Cistercense* 3 (1988) 325–337 (zitiert als: OLIVA, Erberto monaco).

¹⁵ Für ausführlichere Literaturangaben zum Thema Mittellatein verweise ich auf das Verzeichnis in meinem Artikel „Die *Gesta Romanorum*“ im Schulunterricht. Entwurf einer Unterrichtseinheit. *Latein Forum* 42 (2000) 1–17.

¹⁶ Diese von einer französisch-italienischen Forschergruppe gegründete Zeitschrift veröffentlicht seit 1999 laufend die neuesten Erkenntnisse aus der Herbertforschung.

Texte¹⁷

Text 1:

De beato Bernhardo abbate Clarevallis primo plura miracula (Ausschnitt aus cap. III)

Aliud

Alia autem vice, cum isdem vir beatissimus de Laviniaco nobili villa in episcopatu Meldis posita egrederetur, oblata est ei grandiuscula puella quedam surda et muta. Quam cum inposuisset super collum iumentum sui, respiciens in celum breviter oravit. Cumque saliva sua lavisset labia eius atque auriculas, benedixit illam precipiens, ut vocaret sanctam Mariam. Mox ergo puella, que numquam fuerat locuta, aperiens os suum exclamavit et dixit: „Sancta Maria!“

Rogerus ergo vir quidam religiosus et monachus Clarevallis, cum adhuc esset in seculo, videns miraculum istud factum in oculis suis compunctus est valde et hec, ut asseruit nobis, maxima causa fuit, pro qua se ipsum reddidit in Claravalle.

Text 2:

Item de beato Bernhardo, quomodo verberavit monachum, quando apostatare voluit (cap. XV)

Quidam de fratribus Clarevallis, cum instinctu dyaboli ita mente corruptus esset, ut iam ad seculum apostatare disponderet, vidit in visu noctis beatum Bernhardum sanctumque Malachiam in dormitorio deambulantes et eos, qui ibi pausabant, visitando benedicentes. Qui cum in ordine visitationis ad eius lectulum devenissent, ait sanctus Malachias: „Homo iste nichil omnino boni versat in corde, sed suadente diabolo iam dedit assensum, ut ad vomitum seculi revertatur.“ Quo audito beatus Bernardus dixit ei: „Tu ergo fugere queris? Et quo fugis, miser, a fatie Dei? Crede michi, quia malo tuo talia cogitasti. Neque enim delectabit te amplius fuga, quando iam evaseris de manu mea.“ Et hiis dictis cepit eum crebris ictibus tundere baculo, quem tenebat, et ait: „Ecce stipendia, que mereris; surge nunc et fuge, si poteris!“ Evigilans itaque frater invenit se tusionibus illis ita dolentem atque confractum, ut in infirmitorium ductus lecto detineretur. Qui accersito priore confessus est malitiam, quam intenderat, et penam, quam inde pertulerat. Acceptaque penitentia perfecte resipuit et non apprehendit eum ultra desiderium fugiendi.

Text 3:

Item de beato Bernhardo, quomodo predixit Acardo novitio alium novitium recessurum, et de conflictu Acardi cum dyabolo (Ausschnitt aus cap. XX)

Isdem vero confessus est nobis, quod in primordio conversionis sue multa demonum bella, multa flagella pertulit multaque eorum fantasmata viderit; sepius quidem etiam, cum esset in ecclesia psallens atque orans, copiosa coram eo luminaria quasi cereos et lampades accendebant, que protinus ad invocationem nominis Christi tamquam vanitas disperebant.

Quadam denique vice apparuit ei dyabolus gladiatorio cum eo conflictu in modum decertans palestrite. Cui crebros ictus et vulnera infligebat atque ab eo vicissim

¹⁷ Die Texte basieren auf meiner Edition der Kurzfassung von Herberts Wunderbuch, wie sie in Clm 6914, Bayerische Staatsbibliothek, vertreten ist.

recipiebat. Ad ultimum vero subactum demonem colliso capite excerebravit. Quem dum traheret per capillos, partem capitis confracti cum carne et ossibus evulsam manu retinuit. Moxque ex ea tam intollerabilis putor exivit, ut passibilitatis humane modum fere videretur excedere. Quam cum a manu sua longius excussisset, confestim olidum monstrum, quod videbatur, evanuit, vestigia tamen inmundicie sue altius impressa reliquit. Nam per unius anni spatium ex eadem manu tantus fetor exalavit, ut pre angustia cordis vix eam valeret vel ori apponere vel naribus admovere.

Text 4:

De monacho, qui sepe videbat in altari Dominum Ihesum Christum in forma pueri (cap. XXIV, gekürzt)

Alius quidam senior in eodem monasterio extitit Petrus nomine, cognomine Tolosanus, vir magne puritatis multumque devotus. Huic unum semper a puero studium atque desiderium fuit se ipsum crucifigere mundo et mundum sibi.

In iuvenili autem etate, antequam Cysterciensium ordini sese submitteret, habitavit in solitudine ieiuniis et laboribus multis veterem hominem in se mortificans et sacrificium spiritus contribulati cottidie Domino inmolans. Denique herbis agrestibus et pane lexivia confecto iugiter utens multo ibi tempore militavit et innumera bella temptationum a spiritibus malignis protegente se Deo fortiter toleravit.

Postmodum comperta celebri fama de sanctitate beati Bernhardi abbatis atque ipsius monasterii Clarevallis, ut in tanta congregatione iustorum velut in tabernaculo Domini in securitatem et absconsionem a turbine et a pluvia tutior viveret, ad eundem locum sub disciplina predicti patris cum magno animi fervore se contulit et per multos ibidem annos usque ad exitum vite perseveravit.

Huic autem, cum etate adhuc iunior esset, per visionem apparere dignatus est Dominus residens in trono sublimi et sanctorum milia cum eo. Videbatur autem ei, quod ad iudicium coram eo duceretur. Ad quem cum venisset, pavidus ac tremebundus procidit ad pedes eius flagitans, ut sui misereretur. Dixit autem illi Dominus: „Quid tibi vis fatiam?“ Et ille: „Domine, ut salvus fiam.“ Et Dominus ad eum: „Vade et convertere cito ad servitium meum et in eo iugiter persevera, quia non deerit tibi salus eterna.“

Hac ergo tam felici promissione firmatus mundum perfecte deseruit et se totum divinis obsequiis mancipavit. Accinxit itaque fortitudine lumbos suos et roboravit brachium suum ad expugnandas nequitas spirituales, que illum postea multis diebus et annis acriter inpugnabant. Super omnia vero spiritum fornicationis infestissimum tolerabat, qui eum tam dormiendo quam vigilando magnis temptationum aculeis iugiter stimulabat. Propter quod sibimetipsi vehementer indignans in labore, in erumpna, in vigiliis, in ieiuniis aliisque penitentie cruciatibus carnem suam incredibiliter affligebat, ita ut mente turbatus et anxius abscidere sibi virilia plerumque proponeret, cum aliunde temptationis remedium invenire non posset.

Sed neque hoc silendum, quod hostis ille antiquus multotiens et multiformiter ab eo videbatur. Una siquidem vice apparuit ei sub humana effigie in choro Clarevallensi oculis ardentibus et vultu terribili. Erat autem statura enormis atque deformis valde. Qui etiam indutus erat cuculla hypsida atque nigerrima, cuius manice decurtate erant et vix usque ad cubitos pertingebant; reliqua vero brachiorum pars discooperta erat. Venit ergo et stetit ante hominem Dei ille malignus apostata superbo oculo despiciens illum et quasi indignans, quod monitis eius suum negaret assensum. Porro vir Dei stupidus animo et tamquam vinctus tenebatur, ut se movere non posset. Tandem

visitante Deo ad signum Dominice crucis perniciosum monstrum evanuit et nichil nocuit eum, nisi quod temptationis illius auxit incendium.

(...)

Unde, quia vidit violentiam temptationis patientie sue modum excedere, deffinito consilio statuit se ipsum abscidere malens in hac parte apud Deum periclitari quam in baratrum luxurie labi. Iamque nil aliud expectabat, nisi ut novaculam vel aliud quodlibet ad hoc idoneum ferramentum reperire posset. Verum miserator et misericors Dominus, ille adiutor in oportunitatibus, in tribulatione, ille, qui solus laborem et dolorem considerat, famulum suum noluit in tanto agone deserere, sed fecit cum temptatione proventum, ut posset sustinere. Itaque apparuit dormienti angelus Domini in forma iuvenis dicens se esse medicum peritum et eius rei gratia advenisse, ut eum secaret atque ab illa passione sanaret. Quod ille gratanter accepit et voluntati eius in continenti se exposuit. A quo dum incideretur, tolerabat in omni patientia secantis manum et doloris acerbitatem. Cumque evigilasset, putavit amputationem illam veraciter et materialiter esse factam. Tandem vero cognovit membra quidem corporis integra sibi manere, sed temptationem ita in se radicitus abscisam, ut nichil omnino molestie postmodum ex ea sentiret.

Ab hoc itaque tempore extinctis in eo passionum carnalium incentivis cepit illum Dominus in benedictionibus dulcedinis sue copiosius visitare et implere splendoribus animam eius, ita ut ex sententia dicere posset: „Secundum multitudinem dolorum meorum in corde meo consolationes tue letificaverunt animam meam.“

(...)

Inter cetera autem Dei dona spetialem acceperat devotionis gratiam in oratione, precipue vero in Dominici corporis et sanguinis consecratione. Unde fratres, qui ei ad missas ministrabant, satis superque mirabantur in eo redundantiam lacrimarum, qua totus ibidem affluere solebat.

Revelabat ei Dominus de secretis celestibus multa et magna atque innumeris consolationibus eum seu dormiendo seu vigilando seu etiam mente excedendo creberrime visitabat. Que si omnia litteris mandarentur, multorum voluminum comprehenderent quantitatem. Unde, quia longum michi est atque onerosum etiam illa, que de eodem beato viro comperta sunt michi, universa stilo exprimere, unum ex eis saltem, quod stimulante conscientia penitus reticere non audeo, sicut ab ipsius ore audivi, simpliciter refero. Quod quidem tale ac tantum est, ut ex uno hoc a fidelibus auditoribus cetera credi vel estimari facile queant. Vereor siquidem et multum vereor Deum nostrum offendere, si rem gloriosam atque mirabilem, que vel michi soli vel forte rarissimis, quorum tamen nullum hodie superesse existimo, ab eodem Dei homine credita est, in qua etiam Deus glorificari et multorum fides atque devotio crescere potest, silentio meo perire permittam.

Igitur dum sacris altaribus offerens sacramenta vir beatus astaret, in ipsa perceptionis hora tenenti in manibus sacrosanctum Domini corpus apparebat in spetie parvuli speciosi, spetiosus forma pre filiis hominum, verus Deus et verus homo, Dominus Ihesus Christus, ille mitis et humilis, qui se ipsum sapientibus et elatis abscondere et parvulis revelare censuerit. Quod cum ille cerneret, tremefactus ac stupens primitus pre fulgore atque reverentia maiestatis illius claudebat oculos suos. Qui etiam tunc clausis oculis videbat eum sicut apertis. Cumque declinaret vultum suum in alteram partem et aliquamdiu maneret palpebris obductis fatieque sic conversa, videbat eum nichilominus sicut ante se positum aliquando super manum, aliquando super brachium suum, miro videlicet atque ineffabili modo, tamquam si alios oculos haberet in occipitio vel tempore defixos, quibus intueretur.

Hac igitur tam dulci tamque mirabili revelatione non semel aut secundo, sed frequenter atque innumeris vicibus vir ille Dei letificatus est adeo, ut per quatuor aut quinque menses singulis fere diebus illi appareret. Que si interdum solito amplius tardare videretur, tanta inerat illi cum Deo familiaritas, tanta de eius pietate fiducia, ut ipsius sacrificii consummationem diutius protelaret nec facile vellet illud explere, donec reddita sibi letitia salutaris Dei consuetam benedictionem mereretur accipere.
(...)

Text 5:**De novitio, qui in seculo divinitus flagellatus est, ut converteretur (cap. XLV)**

Est in cenobio Clarevallis vir venerabilis et religiosus, cuius nomen, quamdiu superest, exprimere nolumus. Qui dum esset clericus et iuvenis delicatus, intentus erat interdum actionibus ludicris cum ceteris coequalibus suis.

Quadam igitur vice, cum ad aliquam domum iocandi causa multi confluerent, ut theatricis plausibus et nugis diem ipsam more solito consumerent, accessit illuc etiam prefatus iuvenis, ut et ipse pasceret edos suos de spectaculo vanitatis. Erant autem illic aleatores quidam cum aleis ludentes, quos ut melius ex alto prospiceret, super mensam ibidem positam pronus accubabat. Et facta est super eum subito quasi hominis manus ipsum invisibili flagello diutius vapulans, que caput illius ac dorsum totum veluti pilo desuper feriente crebris ictibus tundebat. Ipse vero iacebat immobilis, quid faceret, quo se verteret, ignorans. Volebat autem pre nimia doloris angustia in vocem clamoris et planctus erumpere, sed pre pudore propter circumstrepentes populos non audens molestiam verberum egre ferebat. Arguens vero semetipsum loquebatur in amaritudine anime sue dicens: „Ei michi, Domine Deus, nunc invenerunt me peccata mea et ecce morior et ad inferos cum doloribus descendo carens penitentiae fructu. O si michi concederes spatium emendandi, quanta est michi voluntas tibi in omnibus obsequendi!“

Dum hec et similia in corde coram Domino loqueretur, facta est vox ad ipsum dicens: „Si Claramvallem conversionis gratia adire volueris, et in anima et in corpore salvus eris.“ Ad quod ille respondit: „En trado me servum Deo et domui Clarevallensi.“ At ubi hoc volutans in corde suo firma voluntate proposuit, mox recedente flagello etiam dolor totus evanuit. Quod cum ille vidisset, continuo non acquievit carni et sanguini, et ne unius quidem hore morulam sustineret, nisi quod ita ad manum equitatura non fuit.

Qua die eadem comparata in crastino summo mane iter arripiens domum, familiam, agros, redditus, census et cuncta, que habebat, pro Christo arbitratus ut stercora dereliquit et veniens ad Claramvallem ibique usque hodie permanens satis in sua conversione demonstrat, quod prima illa conversionis eius vocatio vere ab illo fuerit, qui eos, quos amat, arguit et castigat omnemque filium, quem recipit, paterna pietate flagellat.

Übersetzungen**Text 1:****Mehrere Mirakel über den seligen Bernhard, den ersten Abt von Clairvaux (Ausschnitt aus cap. III)**

Ein weiteres Wunder

Ein anderes Mal, als der selige Mann Lagny, einen bekannten Ort im Bistum Meaux, verließ, wurde ihm ein schon größeres Mädchen, das taub und stumm war, gebracht. Als er es auf den Hals seines Pferdes gelegt hatte, hob er die Augen zum Himmel und sprach ein kurzes Gebet. Nachdem er mit seinem Speichel die Lippen und die Ohren des Mädchens benetzt hatte, segnete er es und befahl ihm, die heilige Maria zu rufen. Sogleich öffnete das Mädchen, das niemals gesprochen hatte, seinen Mund und rief laut: „Heilige Maria!“

Roger, ein frommer Mann und Mönch in Clairvaux, damals noch Laie, sah, wie dieses Wunder vor seinen Augen geschah; er war sehr berührt, und dieses Erlebnis war, wie er mir erklärte, ausschlaggebend dafür, dass er in Clairvaux eintrat.

Text 2:**Eine weitere Erzählung über den heiligen Bernhard, wie er einen Mönch schlug, als dieser den Orden verlassen wollte (cap. XV)**

Einer der Brüder von Clairvaux war durch eine Eingebung des Teufels so verdorben worden, dass er bereits plante, den Orden zu verlassen und in die Welt zurückzukehren. In einer nächtlichen Vision sah er den seligen Bernhard und den heiligen Malachias, wie sie im Schlafsaal herumgingen und jene, die dort schliefen, besuchten und segneten. Als sie im Verlauf ihres Besuches zu seinem Bett gekommen waren, sprach der heilige Malachias: „Dieser Mensch hat überhaupt nichts Gutes im Sinn, sondern hat auf Anraten des Teufels bereits seine Zustimmung gegeben, zum Gespei der Welt zurückzukehren.“ Als der selige Bernhard dies vernommen hatte, sprach er zum Bruder: „Du sinnst also auf Flucht? Und wohin flüchtest du, Elender, vor dem Angesicht Gottes? Glaube mir, zu deinem Nachteil bist du auf solche Gedanken gekommen. Du wirst nämlich keine Lust mehr haben davonzulaufen, wenn ich endlich von dir abgelassen habe.“ Nach diesen Worten begann er ihm mit dem Stock, den er in der Hand hielt, zahlreiche Hiebe zu verpassen, und sprach: „Da hast du den Lohn, den du verdienst; jetzt steh' auf und flieh', wenn du kannst!“

Als der Bruder erwachte, tat ihm von den Schlägen alles weh und er war so übel zugerichtet, dass er in den Krankensaal gebracht wurde und im Bett bleiben musste. Der Prior wurde herbeigerufen und der Bruder beichtete sein übles Vorhaben und die Strafe, die er infolgedessen erlitten hatte. Nachdem er Buße empfangen hatte, kam er wieder vollkommen zur Vernunft und hatte fortan kein Verlangen mehr zu fliehen.

Text 3:**Eine weitere Erzählung über den heiligen Bernhard, wie er Achard, als dieser Novize war, vorhersagte, ein anderer Novize würde abtrünnig werden, und über den Kampf Achards mit dem Teufel (Ausschnitt aus cap. XX)**

Achardus aber gestand mir, dass er in der ersten Zeit nach seinem Klostereintritt zahlreiche Kämpfe mit den Dämonen, zahlreiche Heimsuchungen durch sie zu ertragen gehabt hatte, und dass sie oft mit Erscheinungen seine Sinne täuschten; öfter zündeten sie nämlich, wenn er in der Kirche beim Psalmensingen und Beten war, zahlreiche Lichter wie Kerzen und Lampen

vor ihm an, die sofort einem Hauch gleich verschwanden, wenn man den Namen Christi anrief.

Einmal schließlich erschien ihm der Teufel und trug wie ein Ringer einen Gladiatorenkampf mit ihm aus. Achard verpasste ihm zahlreiche Schläge und Wunden und musste selbst ebenso viele einstecken. Schließlich überwältigte er den Dämon, zerschmetterte seinen Schädel und schlug ihm das Hirn heraus. Als er ihn an den Haaren zog, löste sich ein Teil des zerbrochenen Schädels samt Fleisch und Knochen und blieb in seiner Hand zurück. Sogleich entströmte diesem ein so unerträglicher Gestank, dass ein Mensch ihn kaum aushalten konnte. Als er diesen Teil weit von sich geschleudert hatte, verschwand das stinkende Ungeheuer, das erschienen war, sogleich, ließ aber tief eingeprägte Spuren seiner Unreinheit zurück. Ein Jahr lang verströmte seine Hand nämlich einen solchen Gestank, dass Achard sie kaum an den Mund oder die Nase halten konnte, da ihm sonst das Herz eng geworden wäre.

Text 4:

Von dem Mönch, der oft den Herrn Jesus Christus in Gestalt eines Knaben auf dem Altar sah (cap. XXIV, gekürzt)

Im selben Kloster lebte ein anderer Greis namens Peter mit dem Beinamen ‚von Toulouse‘, ein Mann von großer Reinheit und Frömmigkeit. Ein einziges Bestreben und Verlangen hatte er von Kindheit an, nämlich sich selbst für die Welt zu kreuzigen und die Welt für sich.

Als Jugendlicher aber, vor seinem Eintritt in den Zisterzienserorden, wohnte er in der Einöde und tötete durch wiederholtes Fasten und zahlreichen Anstrengungen den früheren Menschen in sich ab und brachte dem Herrn jeden Tag das Opfer seines zerknirschten Geistes dar. Schließlich diente er – sich stets von wildwachsenden Kräutern und Laugenbrot ernährend – dort lange Zeit Gott und stand unter dessen Obhut unzählige Anfechtungen durch böse Geister durch.

Nachdem er vom Ruhm der Heiligkeit des seligen Abtes Bernhard und seines Klosters Clairvaux erfahren hatte, begab er sich mit großem Enthusiasmus ebendorthin unter die Zucht des genannten Vaters, um in einer so großen Gemeinschaft von Gerechten wie in der Wohnung des Herrn in Sicherheit und im Verborgenen noch geschützter vor Sturm und Regen zu leben, und blieb dort viele Jahre bis zu seinem Lebensende.

Als Peter noch jünger war, ließ sich der Herr herbei, ihm in einer Vision zu erscheinen, auf einem erhabenen Thron sitzend und Tausende von Heiligen mit ihm. Ihm aber schien, dass er vor den Herrn zu Gericht geführt werde. Als er zu ihm gekommen war, fiel er zitternd vor Angst vor dessen Füßen nieder und flehte ihn an, sich seiner zu erbarmen. Der Herr aber sprach zu ihm: „Was soll ich für dich tun?“ Und jener antwortete: „Herr, mich erretten.“ Der Herr erwiderte: „Geh und tritt unverzüglich in meinen Dienst und bleib für immer dabei; denn dann wird das ewige Heil nicht ausbleiben.“

Dieses beglückende Versprechen bestärkte ihn; er ließ die Welt vollständig hinter sich und widmete sich ganz dem Dienst an Gott. Er gürtete seine Hüften mit Kraft und stärkte seinen Arm, um die bösen Geister zu bezwingen, die ihm später noch sehr oft heftig zusetzten. Vor allem aber hatte er unter dem äußerst aggressiven Geist der Unzucht zu leiden, der ihn sowohl beim Schlafen als auch beim Wachen fortwährend mit dem spitzen Stachel der Versuchung peinigte. Deshalb marterte er voller Wut auf sich selbst sein Fleisch auf ungläubliche Weise, indem er sich Mühen und Strapazen auflud, Nächte durchwachte, fastete und andere qualvolle Bußübungen ausführte, derart, dass er sehr oft verwirrt und aufgewühlt daran dachte, sich das Geschlecht abzuschneiden, da er sich nicht anders gegen die Versuchung zu schützen wusste.

Und man darf auch nicht verschweigen, dass Peter den Alten Feind oft und in verschiedenen Gestalten erblickte. Einmal erschien er ihm in menschlicher Gestalt im Chor von Clairvaux mit glühenden Augen und schreckenerregendem Antlitz. Er war ungeheuer groß und sehr

hässlich. Er trug eine tiefschwarze Kutte aus einem rauen Stoff, deren Ärmel gekürzt waren und kaum bis zu den Ellbögen reichten; der übrige Teil der Arme war entblößt. Dieser böswillige Abtrünnige kam also heran und stellte sich vor den Mann Gottes hin; hochmütig sah er auf ihn herab und schien darüber empört zu sein, dass jener auf seine Verlockungen nicht einging. Der Mann Gottes freilich war entgeistert und wie gefesselt, so dass er sich nicht rühren konnte. Der Herr griff ein und auf das Kreuzzeichen hin verschwand das verderbenbringende Ungeheuer endlich; Peter blieb unversehrt, nur das Feuer der Versuchung loderte nun heftiger. (...)

Da er sah, dass die Heftigkeit der Versuchung das Maß seiner Ausdauer überstieg, fasste er den Entschluss, sich zu entmannen; lieber wollte er sich in dieser Hinsicht bei Gott in Gefahr begeben als in den Abgrund der Unkeuschheit stürzen. Und schon wartete er auf nichts anderes mehr, als ein Schermesser oder irgendein anderes Werkzeug, das sich für sein Vorhaben eignete, zu finden. Doch der barmherzige und gnädige Herr, Helfer zur rechten Zeit und in der Not, er, der als einziger auf Mühe und Gram schaut, wollte seinen Diener in einem so großen Kampf nicht im Stich lassen, sondern schuf mit der Versuchung auch eine Möglichkeit, dass er sie ertragen konnte. Und so erschien ihm im Schlaf ein Engel Gottes in Gestalt eines jungen Mannes und sagte, er sei ein erfahrener Arzt und gekommen, um ihn zu entmannen und ihn von seiner Wollust zu heilen. Mit Freuden willigte er ein und setzte sich sogleich seinem Willen aus. Während des Eingriffes ertrug er mit aller Geduld die Hand des Amputierenden und den scharfen Schmerz. Nach dem Erwachen glaubte er, dass die Amputation wahrhaftig und tatsächlich vorgenommen worden sei. Schließlich aber sah er, dass die Glieder seines Körpers zwar unversehrt geblieben waren, die Versuchung aber in ihm so gründlich entfernt worden war, dass er späterhin überhaupt nicht mehr darunter zu leiden hatte.

Seit der Zeit waren also die Reize fleischlicher Begierden in ihm gelöscht und Gott begann, ihn mit seinen süßen Segnungen häufiger zu besuchen und seine Seele mit Glanz zu erfüllen, so dass er dem Bibelspruch gemäß sagen konnte: „Bei der Fülle der Sorgen in meinem Herzen hat dein Trost meine Seele mit Freude erfüllt.“ (...)

Neben anderen Gottesgeschenken hatte er auch die besondere Gnade der Andacht beim Gebet empfangen, die vor allem bei der Hl. Wandlung wirksam wurde, weshalb die Brüder, die ihm bei der Messe ministrierten, über alle Maßen seine Tränenfülle, von der er dabei ganz überzufließen pflegte, bewunderten.

Gott enthüllte ihm zahlreiche und große himmlische Geheimnisse und suchte ihn häufig mit unzähligen Tröstungen heim, sei es im Schlaf, im Wachzustand oder auch in Ekstase. Wenn alle diese Erlebnisse niedergeschrieben würden, würden sie viele Bände umfassen. Da es mir zu langwierig und zu beschwerlich ist, auch alles das schriftlich festzuhalten, was ich über diesen seligen Mann erfahren habe, erzähle ich wenigstens eine Begebenheit, die mich mein Gewissen nicht verschweigen lässt, ohne Ausschmückungen, so wie ich sie aus seinem Mund vernommen habe. Es handelt sich dabei um ein so bedeutendes und beeindruckendes Ereignis, dass sich die gläubigen Zuhörer aus diesem einen leicht die übrigen vorstellen können. Denn ich fürchte, Gott zu beleidigen, und zwar schwer zu beleidigen, wenn ich eine glorreiche und wunderbare Begebenheit durch mein Schweigen in Vergessenheit geraten lasse, die nur mir oder vielleicht ganz wenigen, von denen jedoch meines Wissens heute keiner mehr lebt, von diesem Mann Gottes anvertraut worden ist, und durch die auch Gott gerühmt werden und der Glaube und die Frömmigkeit vieler wachsen kann.

Also: Als der selige Mann am heiligen Altar stand und die Sakramente darbrachte, erschien ihm genau in der Stunde des Empfangs, während er den hochheiligen Leib des Herrn in Händen hielt, in Gestalt eines schönen Knaben, schönster unter den Menschensöhnen, wahrer Gott und wahrer Mensch, der Herr Jesus Christus, gütig und demütig, der beschloss, sich vor den Weisen und Hochmütigen zu verbergen und sich den Kindern zu offenbaren. Als Peter

dies sah, schloss er zuerst überwältigt und außer sich wegen des Glanzes und in Ehrfurcht vor seiner Erhabenheit seine Augen. Doch auch dann, mit geschlossenen Augen, sah er ihn wie mit geöffneten. Und obwohl er sein Gesicht zur anderen Seite drehte und eine Zeitlang so blieb, die Lider geschlossen und das Gesicht abgewandt, sah er ihn trotzdem, als ob er vor ihm stünde, bald auf seiner Hand, bald auf seinem Arm, nämlich auf wunderbare und unsagbare Weise, als ob er ein zweites Paar Augen auf dem Hinterkopf oder an der Schläfe hätte, mit denen er sehen konnte.

Diese so süße und wunderbare Offenbarung erfreute unseren Mann Gottes nicht einmal oder zweimal, sondern oft und unzählige Male, und zwar in einem Maße, dass sie ihm vier oder fünf Monate lang fast jeden Tag zuteil wurde. Wenn sie sich bisweilen später als üblich zeigte, fühlte sich jener mit Gott so innig verbunden und vertraute so sehr auf dessen Güte, dass er die Vollendung des Opfers länger hinausschob und es nicht gern abschließen wollte, bis ihm die Freude am Heil Gottes wieder gewährt wurde und er die gewohnte Segnung zu empfangen verdiente. (...)

Text 5:

Von dem Novizen, der in der Welt von Gottes Hand geißelt wurde, damit er sich bekehre (cap. XLV)

Im Kloster Clairvaux gibt es einen ehrwürdigen und frommen Mann, dessen Namen ich nicht nennen will, solange er lebt. Als dieser noch ein Schüler und ein zarter Jüngling war, gab er sich mit seinen Altersgenossen vergnüglichen Beschäftigungen hin.

Einmal also, als man sich zahlreich in einem Haus zum Spiele einfand, um jenen Tag auf die übliche Weise mit Theaterapplaus und Späßen zu verbringen, kam auch jener junge Mann dorthin, um ebenfalls seine Herde am Spektakel der Eitelkeit zu weiden. Es gab dort Spieler, die mit einem Würfelspiel beschäftigt waren; damit er sie besser von oben sehen konnte, legte er sich bäuchlings auf einen Tisch, der dort stand. Und da erschien über ihm plötzlich eine Hand wie von einem Menschen, die ihn mit einer unsichtbaren Geißel über längere Zeit schlug und seinen Kopf und den ganzen Rücken mit zahlreichen Hieben versah, als ob von oben ein Wurfspieß zustieße. Jener aber lag unbeweglich und wusste nicht, was er tun, wohin er sich drehen sollte. Von den Schmerzen überwältigt wollte er schreien und heulen, aber aus Scham vor den ringsum lärmenden Menschen traute er sich nicht und ertrug so die harten Schläge mit Mühe. Er tadelte sich selbst und in der Bitterkeit seiner Seele sprach er: „Weh mir, Herr Gott, nun haben mich meine Sünden gefunden, und siehe, ich sterbe und steige mit Schmerzen und ohne die Frucht der Buße in die Hölle hinab. O, wenn du mir Zeit für die Buße gewährtest, wie groß wäre mein Wille, dir in allem zu gehorchen!“

Während er solches und Ähnliches in seinem Herzen vor dem Herrn sprach, drang eine Stimme an seine Ohren: „Wenn du nach Clairvaux gehst, um dich zu bekehren, wirst du sowohl seelisch als auch körperlich gerettet werden.“ Jener antwortete: „Siehe, ich übergebe mich Gott und Clairvaux als Diener.“ Sobald er dies in seinem Herzen überlegt und festen Willens beschlossen hatte, verschwand die Geißel und der Schmerz hörte ganz auf. Als er das sah, hörte er nicht mehr auf Fleisch und Blut, und hätte nicht einmal eine Verzögerung von einer Stunde ertragen, wenn er eine Reitgelegenheit gehabt hätte.

Nachdem er sich am selben Tag eine solche besorgt hatte, machte er sich am nächsten Morgen sehr früh auf den Weg; Haus, Familie, Äcker, Einkünfte, Besitz und alles, was er hatte, ließ er zurück und achtete es Christus zuliebe als Dreck; er kam nach Clairvaux, und indem er sich bis heute dort aufhält, zeigt er, dass jener erste Ruf zu seiner Bekehrung von jenem kam, der die, die er liebt, tadelt und bestraft, und jeden Sohn, den er aufnimmt, mit väterlicher Liebe züchtigt.

Kommentar

Zu Text 1:

De beato Bernhardo abbate Clarevallis primo plura miracula (Ausschnitt aus cap. III)

Zu Bernhards Wunderheilungen vgl. André PICARD, Pierre BOGLIONI, Miracle et thaumaturgie dans la vie de saint Bernard. In: Vies et légendes de saint Bernard. Création, diffusion, réception (XIIe–XXe siècles). Actes des Rencontres de Dijon, 7–8 juin 1991, publiés par Patrick ARABEYRE, Jacques BERLIOZ et Philippe POIRRIER (*Cîteaux: Commentarii Cistercienses. Textes et documents* 5). Cîteaux 1993, 36–59.

Zu dieser Episode vgl. auch Marc. 7,31–35 (ich danke Mara McMorris für diesen Hinweis).

Laviniaco: Lagny. Die gesamte handschriftliche Überlieferung bietet *Laviniaco*, welches unzweifelhaft eine Variante für *Latiniaco* ist (Latiniacum = Lagny).

Meldis: Meaux (Seine-et-Marne), das Erzbistum, zu dem im Mittelalter auch Paris gehörte.

cum ... egrederetur: Vermutlich nach dem Besuch des Konzils in Lagny im Jahre 1142 (vgl. DINZELBACHER, Bernhard 255).

Zu Text 2:

Item de beato Bernhardo, quomodo verberavit monachum, quando apostatare voluti (cap. XV)

sanctumque Malachiam: Malachias, *1095 in Armagh (Irland), 1132 Erzbischof von Armagh, †1148 in Clairvaux, Heiligsprechung am 6. Juli 1190 (vgl. Bernard von Clairvaux, Vita S. Malachiae [PL 182, 1073–1118]; DINZELBACHER, Bernhard 319–327).

ad vomitum ... revertatur: Vgl. Prov. 26,11; 2 Petr. 2,22.

quo fugis ... Dei: Vgl. Ps. 138,7.

Zu Text 3:

Item de beato Bernhardo, quomodo predixit Acardo novitio alium novitium recessurum, et de conflictu Acardi cum dyabolo (Ausschnitt aus cap. XX)

Acardo: Eintritt in Clairvaux um 1124, Architekt mehrerer Klostergründungen, um 1140 Novizenmeister in Clairvaux, † um 1170 (Alberich Martin ALTERMATT, in: Walter Kasper u.a. [Hrsg.], Lexikon für Theologie und Kirche I. Freiburg im Breisgau u.a. ³1993, 111, s.v. Achard).

in primordio conversionis sue: Vor allem Novizen wurden häufig von Dämonen heimgesucht, was nicht verwunderlich ist, haben doch die Dämonen bzw. der Teufel mit diesen meist besonders leichtes Spiel; auch hoffen die Dämonen bzw. der Teufel, potentielle Gottesdiener ihrem Vorhaben abspenstig zu machen, solange es noch Zeit ist.

conversionis sue: Neben der Bedeutung ‚Bekehrung von Heiden und Häretikern‘ kann *conversio* auch die Bedeutung ‚Bekehrung zum Mönch‘ haben (dazu siehe auch Vite dei Santi 4: Vita di Martino, hrsg. v. Christine MOHRMANN. Milano ⁴1998, 260).

gladiatorio ... decertans: Zu einem leiblichen Kampf mit dem Teufel werden nur besonders Begnadete herausgefordert (vgl. Peter DINZELBACHER, Der Kampf der Heiligen mit den Dämonen. In: Santi e demoni nell'alto medioevo occidentale [secoli V–XI]; 7–13 aprile 1988 [Settimane di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 36]. Spoleto 1989, 682).

Zu Text 4:

De monacho, qui sepe videbat in altari Dominum Ihesum Christum in forma pueri (cap. XXIV)

in eodem monasterio: in Clairvaux.

senior ... Petrus nomine, cognomine Tolosanus: Peter von Toulouse; Eremit, später Mönch in Clairvaux († vor 1186).

se ipsum ... mundum sibi: Vgl. Gal. 6,14.

sacrificium ... contribulati: Vgl. Ps. 50,19.

tabernaculo ... pluvia: Vgl. Is. 4,6.
sanctorum ... eo: Vgl. Deut. 33,2.
Quid tibi vis fatiam: Vgl. Luc. 18,41.
ut salvus fiam: Vgl. Act. 16,30.
Accinxit ... brachium suum: Vgl. Prov. 31,17.
in labore ... ieiuniis: Vgl. 2 Cor. 6,5; 11,27.
ad signum Dominice crucis perniciosum monstrum evanuit: Zum Kreuzzeichen als Schutz gegen böse Mächte vgl. Franz Joseph DÖLGER, Beiträge zur Geschichte des Kreuzzeichens VI. 11. Tutela salutis. *Jahrbuch für Antike und Christentum* 6 (1963) 10–18.
 Zur Episode mit der Amputation vgl. Caesarius von Heisterbach, *Dialogus miraculorum* IV 97; dort heißt der Mönch Bernhard und statt eines Engels in Gestalt eines jungen Mannes erscheint ihm ein Mann in Gestalt eines Schlächters (*virum horribilem in effigie carnificis*) und in dessen Gefolge ein großer schwarzer Hund, welchem die amputierten Geschlechtsteile zum Fraß vorgeworfen werden.
miserator ... Dominus: Vgl. Ps. 85,15; 102,8; 110,4; 111,4; 144,8.
adiutor ... tribulatione: Vgl. Ps. 9,10.
laborem ... considerat: Vgl. Ps. 9,35.
sed fecit ... sustinere: Vgl. 1 Cor. 10,13.
apparuit dormienti angelus Domini: Vgl. Matth. 1,20.
secundum ... animam meam: Vgl. Ps. 93,19.
redundantiam lacrimarum: Zu dieser Gabe siehe Christoph BENKE, Die Gabe der Tränen. Zur Tradition und Theologie eines vergessenen Kapitels der Glaubensgeschichte. Würzburg 2002.
Que si omnia ... quantitatem: Vgl. Ioh. 21,25.
spetiosus ... hominum: Vgl. Ps. 44,3.
mitis et humilis: Vgl. Matth. 11,29.
sapientibus ... revelare: Vgl. Matth. 11,25.
reddita ... Dei: Vgl. Ps. 50,14.

Zu Text 5:

De novitio, qui in seculo divinitus flagellatus est, ut converteretur (cap. XLV)

clericus: hier in der Bedeutung ‚Schüler‘.
theatricis plausibus: Vgl. Augustinus, *Confessiones* IV, 1.
ut et ipse ... suos: Vgl. Cant. 1,7.
loquebatur ... dicens: Vgl. Iob 10,1.
facta est vox: Vgl. Luc. 1,44; Act. 7,31; 10,13.
Si Claramvallem conversionis gratia adire volueris, et in anima et in corpore salvus eris: Zum Selbstbewusstsein des jungen Ordens in dieser Hinsicht siehe DINZELBACHER, *Vision* 217ff.
non acquievit ... sanguini: Vgl. Gal. 1,16.
pro Christo ... stercora: Vgl. Phil. 3,8.
quos amat ... castigat: Vgl. Apoc. 3,19.
omnemque ... flagellat: Vgl. Hebr. 12,6.

Ein Prinz reist durch Tirol. Stephanus Vinandus Pighius, *Hercules Prodicus* (1587)

Teil 3: Innsbruck – Schloss Ambras

Florian Schaffenrath



Kupferstich von Georg Hoefnagl
 mit einer Ansicht Innsbrucks aus dem Jahr 1576

Im dritten Teil¹ dieser Aufarbeitung der Reise des deutschen Prinzen Karl von Jülich-Kleve aus dem Jahr 1574 gelangt die Reisegesellschaft nach kürzeren Aufenthalten in Schwaz und Hall nach Innsbruck. Hier stehen Besichtigungen auf dem Programm (Burg, Hofkirche, Zeughaus), bevor ein launiger Besuch auf Schloss Ambras geschildert wird.

Text 23: Bildergalerie in der Innsbrucker Burg

Postridie mane cum interfuissent sacro, reliquum antemeridianum tempus consumunt in perlustrando palatio, quod antea tot Caesarum Austriacorum fuerat domicilium. Vident atria, cameras, porticus, sacella, xystos, supellectile regia, aulaeis, picturis ornamentisque omnibus instructissimos, hortos artificiosis fontium scaturiginibus amoenos. Imprimis autem Carulo gratum fuit, in spatioso pulcherrimoque cenaculo cernere generosam illam Austriacam sobolem et affinitates Ferdinandi Augusti, florentissimos aevi nostri principes in tabulis ad vivam effigiem Titiani peritissimi pictoris ingeniosa manu coloribus imitatos. Iucundum illi fuit inter hos agnoscere parentes in habitu nuptiali, videre tamquam redivivos et praesentes avum dominum Ferdinandum cum Anna fecundissima coniuge, avunculum magnum

¹ Der erste Teil mit der allgemeinen Einleitung und den Texten zu Schwaz findet sich im Latein Forum 52 (2004), 5-26. Der zweite Teil mit den Texten zu Hall ist nachzulesen im Latein Forum 53 (2004), 57-69.

Carolus V. Augustus cum Leonora Emanuelis regis filia et eius filium Philippum cum Maria, Henrici Angliae regis filia, Maximilianum avunculum cum altera Maria Caroli V. filia. Considerare iuvabat pellitum Polonum Sigismundum regem, potentem Etruriae ducem fulgentibus in armis Alexandrum, materteras et affines alios principes, quos antea non viderat.

postridie (Adv.): am nächsten Tag • sacrum, -i n.: (hier) Heilige Messe • antemeridianus 3: vormittäglich • perlustro 1: besichtigen • palatium, -ii n.: Palast • Caesar, -aris m.: Kaiser • Austriacus 3: österreichisch • domicilium, -ii n.: Wohnsitz • atrium, -ii n.: Innenhof • camera, -ae f.: Zimmer • porticus, -us f.: Wandelhalle • sacellum, -i n.: Kapelle • xystus, -i m.: Säulengang • supellex, supellectilis f.: Hausrat, Mobiliar • aulaeum, -i n.: Teppich • pictura, -ae f.: Bild • artificiosus 3: kunstvoll • scaturigo, -inis f.: Sprudelquell • amoenus 3: lieblich • spatiosus 3: weitläufig • cenaculum, -i n.: Speisesaal • soboles, -is f.: Familie, Sippe • affinitas, -atis f.: Verwandtschaft • pictor, -oris m.: Maler • nuptialis, -e: Hochzeits- • redivivus 3: wieder zum Leben erweckt • fecundus 3: fruchtbar • Anglia, -ae f.: England • pellitus 3: in Pelz gekleidet • Polonus 3: polnisch • Etruria, -ae f.: Toscana • fulgeo 2: glänzen • matertera, -ae f.: Tante



Das Innere der früheren Innsbruck Hofburg, dargestellt von Albrecht Dürer

postridie: Gemeint ist der 27. September 1574, wie es auch handschriftlich im Exemplar der Innsbrucker Universitätsbibliothek vermerkt ist.

palatio: Gemeint ist die alte Innsbrucker Hofburg, in der bis zum Tod Philippine Welsers 1580 die Hauptmasse der Kunstsammlung Erzherzog Ferdinands aufbewahrt wurde, ehe sie nach Schloss Ambras verbracht wurde.

Ferdinandi Augusti: Ferdinand I. (1503-1564) war seit 1556 römisch-deutscher Kaiser. 1521 hatte er von seinem Bruder, Kaiser Karl V., die österreichischen Erblande erhalten.

in tabulis: Die Gemäldesammlung Erzherzog Ferdinands war berühmt. „Man findet hier über 1200 Bildnisse fürstlicher und anderer berühmter Personen, die meisten gleichzeitig und unmittelbar nach dem Leben oder nach den besten und verlässlichsten Original-Porträten gemalt. ... Den größten Werth haben die zahlreichen Bildnisse der Fürsten aus dem Hause Habsburg und der Zeitgenossen des Erzherzogs Ferdinand.“ (SACKEN, Eduard: Die k.k. Ambraser-Sammlung, Wien 1855, Bd. II, S. 1).

Titiani: Tizian (eigentlich Tiziano Vecellio, 1477-1576) war einer der Hauptmeister der venezianischen Malerschule.

avum dominum Ferdinandum: Erzherzog Ferdinand II. von Tirol (1529-1595).

Anna: Anna Caterina Gonzaga, die 1582 Erzherzog Ferdinands zweite Frau wurde, war eine Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua.

Carolus V.: Karl (1500-1558), ein Sohn Philipps des Schönen, wurde 1519 als Karl V. römisch-deutscher Kaiser.

cum Leonora Emanuelis regis filia: Hier liegt offenbar eine Verwechslung vor, denn Kaiser Karl V. ehelichte 1526 zwar eine Tochter des Königs Manuel I. von Portugal. Es war aber nicht Eleonore, sondern Isabella von Portugal (1503-1539).

Philippum cum Maria: Gemeint ist hier König Philipp II. von Spanien (1527-1598) mit seiner zweiten Gemahlin Maria von England, die 1558 starb.

Henrici: Gemeint ist hier König Heinrich VIII. von England (1491-1547), der von 1509 an König war.

Sigismundum: Sigmund II. August (1520-1572) war von 1548 an König von Polen und Großfürst von Litauen.

Alexandrum: Alessandro de Medici, genannt „il Moro“ (1510-1537), war 1530 bis 1537 Stadtherr von Florenz.

quos ante non viderat: Wiederum betont Pighius diesen Bildungsaspekt der Reise, um sich selbst hiermit indirekt als erfolgreichen Lehrmeister darzustellen.

Text 24: Die Waffensammlung

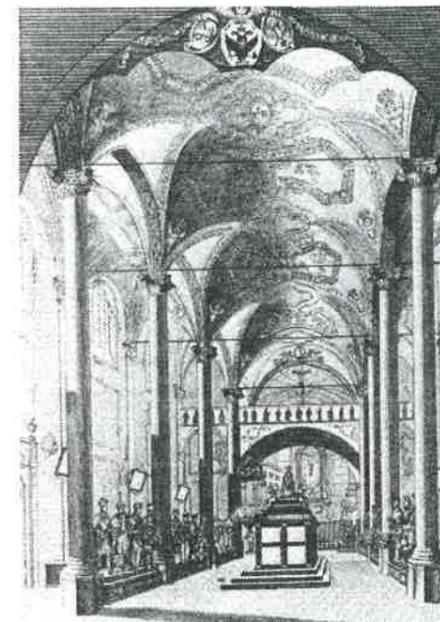
Hinc ascendunt in armamentarium palatii, ubi per spatiosa tabulata monstrant armorum telorumque omnis generis multiplicem copiam, exuvias et hostium spolia insignia, Persicos acinaces, sagares (ut nunc etiam vocant) Scythicas, samateras Dacias, sarissas Macedonicas, Ityreios arcus et sagittas, nec non pharetras variis picturis et coloribus ornatas. Sed imprimis placebat equestrium statuarum turma barbarorum principum ac ducum veris armis ac spoliis opulentissimis instructa, et visebantur in sui singuli apparatu bellico vestituque militari Numidae, Mauri, Parthi, Thraeces, Thessali, Pannonnes cataphractique Germani.

armamentarium, -ii n.: Waffensammlung • palatium, -ii n.: Palast • spatiosus 3: weitläufig • tabulatum, -i n.: Bretterboden • multiplex, -plicis: vielfältig • exuviae, -arum f.Pl.: Beute • spoliium, -ii n.: Beute • acinaces, -is m.: kurzer Säbel • sarissa, -ae f.: lange Lanze • arcus, -us m.: Bogen • sagitta, -ae f.: Pfeil • pharetra, -ae f.: Köcher • turma, -ae f.: Schar • opulentus 3: reich • vestitus, -us m.: Kleidung • cataphractus 3: gepanzert

armamentarium palatii: Waffensammlung des Erzherzogs Ferdinand II., die zunächst in der Hofburg, später auf Schloss Ambras aufbewahrt wurde.

Ityreios: Ituräa ist eine Landschaft im Norden Palästinas, die für ihre berittenen Bogenschützen bekannt war.

Text 25: Maximilians Grabmal



Stahlstich mit Innenansicht der Innsbrucker Hofkirche mit dem Grabmal Maximilians und den Schwarzen Mandern (um 1830)

Sumpto deinde prandio descendunt e palatio in urbem, ut viderent patrum Societatis Iesu coenobium et Franciscanorum monasterium vicinum cum templo pulcherrimo, religionis ac pietatis opera magnifica, quae dominus Ferdinandus Augustus e quadrato saxo magnis impensis construxerat. Praeter alia templi ornamenta imprimis conspicuum fuit in eius medio intrantibus obvium Imperatoris Maximiliani primi monumentum artificio, signis et marmorum variorum pretio sumptuosum et augustum, quod avo pii nepotes Carulus V. et Ferdinandus Augusti posuere. Morantur advenarum atque intuentium oculos artificiosissima signa, imagines ac tabellae in lateribus monumenti ex Pario marmore, in quibus eiusdem Maximiliani Augusti res pace belloque praeclare gestae opere sculptili pulcherrime repraesentantur. Circumstant ab utroque monumenti latere per intercolumnia templi veterum Austriae domus heroum humana statua maiores, immo decempedales aeneae statuae ad vivum in habitu atque armatura antiqua pro more cuiusque saeculi

factae cum titulis et elogiis suis, haud mediocrem maiestatem prae se ferentes.

prandium, -ii n.: Essen • palatium, -ii n.: Palast • Societas Iesu: die Gesellschaft Jesu, der Jesuitenorden • coenobium, -ii n.: (hier) Kolleg • Franciscani, -orum m.Pl.: Franziskaner • monasterium, -ii n.: Kloster • templum, -i n.: (hier) Kirche • Augustus, -i m.: Kaiser • quadratus 3: viereckig • impensa, -ae f.: Aufwand, Kosten • conspicuus 3: sehenswert • sumptuosus 3: kostenaufwändig • augustus 3: erhaben • advena, -ae m.:

Ankömmling, Besucher • Parius 3: aus Paros • sculptilis, -e: in Reliefs ausgeführt • intercolumnium, -ii n.: Säulenzwischenraum • Austria, -ae f.: Österreich • heros, -ois m.: Held • decempedalis, -e: zehn Fuß hoch • aeneus 3: aus Erz • armatura, -ae f.: Bewaffnung • elogium, -ii n.: ehrende Aufschrift • mediocris, -e: mittelmäßig

patrum ... vicinum: Das Jesuitenkolleg und das Franziskanerkloster (heute in der Universitätsstraße) grenzen aneinander und bilden einen Gebäudekomplex.

cum templo: Gemeint ist die Hofkirche (auch Franziskanerkirche oder Schwarzmanderkirche)

Ferdinandus Augustus: Kaiser Ferdinand war Bauherr der Hofkirche.

monumentum: Der letztlich in Wiener Neustadt begrabene Kaiser Maximilian ließ sich in der Hofkirche ein Grabmal erbauen, das durch seine Enkel Karl V. und Ferdinand I. fertiggestellt wurde.

ex Pario marmore: Der Parische Marmor galt in der Antike als der beste weithin (vgl. Vergil, Georgica 3,34-36).

tabellae: Unter den Reliefs des Kenotaphs befinden sich Tafeln mit lateinischen Inschriften.

Austriae domus: Die Zuordnung der „Schwarzen Mander“ zum Haus Österreich ist oft nur vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Historiographie zu verstehen, die das Geschlecht der Habsburger bis auf Aeneas zurückführen will. Vgl. dazu kritisch DE ROO, Gerhard: Annales rerum domique belli, Innsbruck 1592.

Text 26: Exkurs zu Gottfried von Bouillon

Has dum considerant diligenter, suspexit imprimis Carolus princeps Gotefredi Bullionii Palaestinae ac Hierosolymorum primi Christiani regis spineam coronam. Et cum causam rogaret respondereturque fortissimum illum atque piissimum principem post praeclaras victorias, quibus Syriam et Palaestinam Turcis ac Saracenis eripuerat, Hierosolymam ceperat, a confoederatis Christianis principibus cunctis uno consensu in eius urbis devictarumque provinciarum regem electum fuisse principesque confoederatos ipsum renitentem umeris sublato ad sacrosanctum Christi sepulchrum portasse, ut ibi inter missae sollemnia coronam atque insignia acciperet, regni quidem novi gubernacula consensu victum Gotefridum tandem acceptasse, coronam tamen atque insignia regalia accipere prorsus detrectasse, quod indignum ac nefarium iudicaret hominem in ea urbe incedere aurea insignem corona, in qua rex regum Christus pro nostra salute spineam gestasset. „Eius igitur tam pia modestiae propter memoriam optime meriti principis statuas spinea corona posteros decorasse. Et nobilissima quidem“, adiecit Carolus, „omnibusque maximorum regum atque imperatorum diadematibus aureis gemmeisve merito praeferenda.“

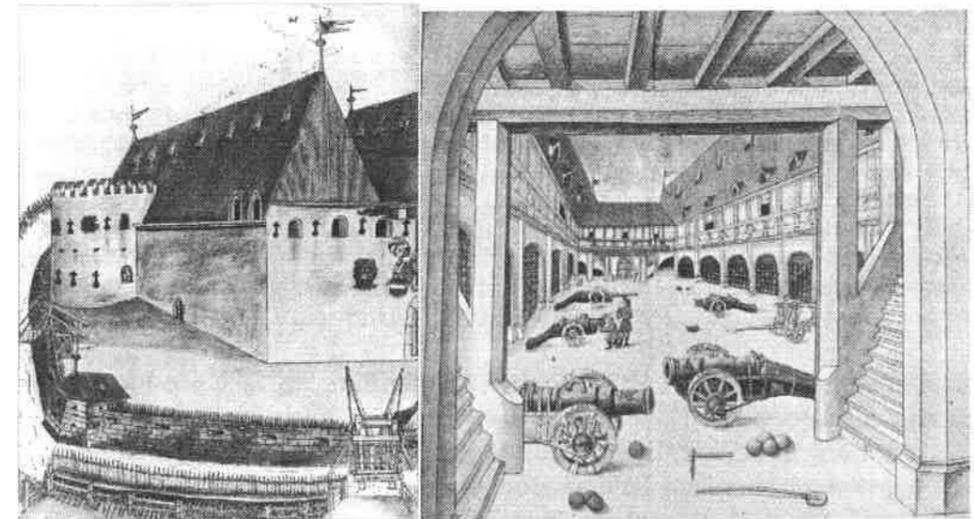
Hierosolymi, -orum m.Pl.: Jerusalem • spineus 3: aus Dornen • Turci, -orum m.Pl.: Türken • confoederatus 3: verbündet • devictus 3: besiegt • eligo 3 -lexi, -lectum: wählen • renitor 3 -nisus sum: sich widersetzen • umerus, -i m.: Schulter • sacrosanctus 3: allerheiligst • missa, -ae f.: Hl. Messe • sollemnis, -e: feierlich • gubernaculum, -i n.: Regierung • regalis, -e: königlich • prorsus (Adv.): gänzlich • detrecto 1: zurückweisen • nefarius 3: frevlerisch • gesto 1: tragen • posteri, -orum m.Pl.: Nachkommen • decoro 1: schmücken • diadema, -matis n.: Krone • gemmeus 3: aus Edelsteinen

Gotefredi Bullionii: Gottfried von Bouillon, der Anführer des 1. Kreuzzuges, wurde um 1060 geboren und starb 1100 in Jerusalem. Ab August 1096 führte er seine Kreuzzugsarmee in Richtung Heiliges Land. 1099 konnte er Antiochia einnehmen, beim Eindringen in Jerusalem kam es zu einem verheerenden Blutbad. Gottfried weigerte sich den Titel eines Königs anzunehmen, sondern nannte sich vielmehr *advocatus sancti sepulchri*.

Text 27: Zeughaus

Posthaec equis extra urbem non adeo procul provecti sunt in Mulbach, ubi in armamentario principum in Oeni insula sito monstrantur machinae bellicae et aenea tormenta vastae magnitudinis ac ponderis ingentis, quibus propugnacula, muri et turres expugnantur, urbes evertuntur. Vident ferrarias officinas et fabricas, in quibus thoraces, galeae, clypei, ocreae et ferrea indumenta quaevis cuduntur poliunturque nec non in quibus ferreas fistulas formant ac terebrant, per quas plumbeos globos pulvere sulphureo prius iniecto summa vi torquent in hostes, equos hominesque cataphractos facile prosternunt letali vulnere.

posthaec (Adv.): danach • provehor 3 -vectus sum: hinausreiten • armamentarium, -ii n.: Waffenarsenal • Oenus, -i m.: Inn • machina bellica: Kriegsmaschine • aeneus 3: aus Erz • tormentum, -i n.: Kanone • propugnaculum, -i n.: Verteidigungsanlage • ferrarius 3: Eisen- • officina, -ae f.: Werkstätte • fabrica, -ae f.: Werkstätte • thorax, -acis m.: Brustpanzer • galea, -ae f.: Helm • clypeus -i m.: Schild • ocrea, -ae f.: Beinschiene • ferreus 3: eisern • indumentum, -i n.: Kleidungsstück • cudo 3 -di, -sum: schmieden • polio 4: glätten, polieren • fistula, -ae f.: Röhre • terebro 1: bohren • plumbeus 3: aus Blei • pulvis sulphureus: Schwarzpulver • torqueo 2 torsi, tortum: schleudern • cataphractus 3: gepanzert • prosterno 3 -stravi, stratum: niederschmettern • letalis, -e: tödlich



Außenansicht und Darstellung des Innenhofes des Innsbrucker Zeughauses. Anfang 16. Jhdt.

armamentario: Gemeint ist das Innsbrucker Zeughaus, das durch Kaiser Maximilian I. zwischen 1500 und 1506 auf dem Areal zwischen Sill und Sillkanal (also gewissermaßen auf einer Insel) errichtet wurde. Im Erdgeschoß wurde die Artillerie verwahrt.

in Oeni insula: Der Eindruck der Insellage kann entstehen, denn das Zeughaus steht zwischen Sill und Sillkanal.

Text 28: Schloss Ambras

Inde pergunt simul ad villam vicinam Ferdinandi archiducis suburbanam, quae cum triplicibus antiquorum Romanorum villis opulentia et magnitudine certare potest,

positam in clivo sub montium iugis altissimis in Oeni valle et occupantem perampla latifundia. Etenim praeter rusticas et fructuarias suas stationes habet in colle positum palatii instar praetorium, ut veteres appellabant, villamve pulcherrimam elegantia structurae, situs amoenitate picturis regiaeque suppellectilis nitore prorsus urbanam: Quam idem princeps exstrui curavit sibi aulicaeque universae cohorti suae ad aestivandum commodissimam.

Circumducitur igitur Carulus princeps per diversas eius regiones. Hinc ostenduntur in clivis ac vallibus stagna, piscinae, lacus et vivaria nobilium piscium, illinc vineae, pomaria, silvae, leporaria, saltus et ferarum vivaria. Ascendunt deinde in praetorium et eius structuram, commoditatem apparatusque elegantes perlustrant: atria, porticus et triclinia aulaeis, signis et tabulis pictis ornatissima. Vident in aula perampla comitum Teriolanorum ab initio ad nostra usque tempora successionem cum elogiis rerum gestarum cuiusque principis. Vident gynaeceum cubiculis variis pulcherrime distinctum, hortos pensiles, aviaria aeneis retibus conclusa. Item armamentarium in superiore tabulato spatiosissimum, in quo tanta vis armorum atque telorum omnis generis est congesta, ut ex eodem, velut ex equo Troiano, cohortes aliquot armatura plena instructae brevi spatio possent erumpere.

archidux, -ucis m.: Erzherzog • suburbanus 3: in der Vorstadt gelegen • triplex, -plicis: dreifach • opulentia, -ae f.: Reichtum • clivus, -i m.: Hügel • Oenus, -i m.: Inn • peramplus 3: sehr weitläufig • latifundium, -ii n.: Landbesitz • fructuarius 3: fruchtbringend • palatium, -ii n.: Palast • instar: gleich wie • structura, -ae f.: Architektur • situs, -us m.: Lage • amoenitas, -atis f.: Liebreiz • pictura, -ae f.: Bild • supellex, -lectilis f.: Hausrat • nitor, -oris m.: Glanz • prorsus (Adv.): gänzlich • exstruo 3 -struxi, -structum: errichten • aulicus 3: höfisch • aestivo 1: den Sommer verbringen • stagnum, -i n.: Teich • piscina, -ae f.: Fischteich • vivarium, -ii n.: (hier) Teich • vinea, -ae f.: Weinberg • pomarium, -ii n.: Obstgarten • leporarium, -ii n.: Wildpark • saltus, -us m.: Weide • commoditas, -atis f.: Vorzug • apparatus, -us m.: Ausstattung • perlustro 1: besichtigen • aulaeum, -i n.: Teppich • aula, -ae f.: Saal • comes, -itis m.: Graf • Teriolanus 3: aus Tirol • successio, -onis f.: Folge • elogium, -ii n.: lobende Inschrift • gynaeceum, -i n.: Frauengemach • cubiculum, -i n.: Kammer • pensilis, -e: herabhängend • aviarium, -ii n.: Voliere • aeneus 3: eisern • rete, -tis n.: Netz • armamentarium, -ii n.: Waffensammlung • tabulatum, -i n.: Bretterboden • spatiosus 3: geräumig • congero 3 -gessi, -gestum: sammeln • armatura, -ae f.: Bewaffnung

ad villam ... suburbanam: Gemeint ist das Schloss Ambras in der Nähe von Innsbruck.

exstrui curavit: Die Vorgängerbauten des Schlosses gehen noch in die Römerzeit zurück. 1563 bekam Erzherzog Ferdinand II. das Schloss von seinem Vater Kaiser Ferdinand I. zum Geschenk. Er schenkte es aber dann bald an seine Geliebte Philippine Welser weiter, nachdem er es vergrößert und verschönert hatte. Bis zum Tod der Philippine Welser blieb der Großteil von Ferdinands Kunstsammlung in der Innsbrucker Burg.

in aula perampla: Gemeint ist der Spanische Saal.

comitum Teriolanorum: Die Bildnisse des Spanischen Saales sind inzwischen gut erforscht durch DIETL, Walter: Die Elogien der Ambraser Fürstenbildnisse. Die Kupferstiche des Dominicus Custos (1599). Leben und Werk ihres Autors Mercus Henning, Innsbruck 2000 (Tirolensia Latina, 2).

Text 29: Die Gärten

Hinc ducitur Carulus e praetorio in loca circumiacentia et ostenduntur paradromis equestris, stadium, sphaeristerium et alia saepta, in quibus iuventus nobilis solet exercitari. Transeunt deinde in hortos excultissimos, ubi visuntur paradisi, labyrinthi et Nympharum diversa sacella fontibus artificiosis irrigua, quorum scaturigines multas variis in locis abunde suppeditant torrentes e vicinis montibus per subterraneos tubulos ducti. Placent hypaethrae et subdiales cenationes topiariis pulcherrimis vestitae et imprimis illa rotunda ad radicem vicini montis, in cuius medio mensam

acernam rotundam simul cum convivis assidentibus aquariae rotae sub cenatione laborantes vel leniter vel raptim circumagere et convivas, si ita placeret, vertigine inebriare poterant.

paradromis equestris: Pferderennbahn • sphaeristerium, -ii n.: Ballspielplatz • saepio 4 -psi, -ptum: einhegen • excultus 3: gepflegt • paradus, -i m.: Tierpark • sacellum, -i n.: Heiligtum • artificiosus 3: kunstvoll • irriguus 3: benetzte • scaturigo, -ginis f.: Springbrunnen • supposito 1: versorgen • torrens, -ntis m.: Bach • subterraneus 3: unterirdisch • tubulus, -i m.: Röhre • hypaethrae et subdiales cenationes: Essen unter freiem Himmel • topiarium, -ii n.: künstlicher Garten • rotunda, -ae f.: (hier) runder Pavillon • acernus 3: hölzern • rotundus 3: rund • conviva, -ae m.: Teilnehmer an einem Gastmahl • rota aquaria: Wasserrad • cenatio, -onis f.: Festmahl • vertigo, -ginis f.: Drehung • inebrio 1: betrunken machen

Text 30: Bacchus-Grotte und Initiation

Ducuntur hinc ad Liberi patris sacrarium, ubi mysteriis initiari advenae solent. Spelaeum est ingens in rupibus amplum et obscurum, in quod pluribus saxo excisis gradibus descenditur. Mirantur peregrini capacissima vasa vinaria et nobilissima Bromii dei multiplicia dona haud gravatim libant, per quae cura fugit. Non prius tamen se sentiunt impeditos, quam cum regredi volunt. Tum intelligunt primum Dithyrambi Dionysii numen ac pedicas in obscuro positas cancellisque obseratis exitum non inveniunt. Confestim praesto sunt sacrorum callentissimi hierophantae cum scyphis decumanis fere congialibus, quorum antistes ritualement profert codicem et ex eo legit Bromiam legem ab antiquo Germanis populis in hisce mysteriis solemnem:

Hospes advena Liberi Patris adytum ne
prophanus egreditor, Tauricornis
dextram ne provocato. At eius sacris iubens initiator,
meri optumi craterem acratophorum
hastu pollenti potenti polluceto. Initiatus
nomen tuum in Orgiastarum tabulis adscribito.

Hinc ducuntur initiandi non ad aram Tauricam, sed ad mensam eduliis et mattiis sitim provocantibus plenam, ubi cum ingentem unico tractu pateram evacuarint, iam initiati inter Orgiastas in codice rituali mox adscribuntur. Princeps Carulus cum ceremoniis pro modulo suo satisfacisset, cohortis suae reliquos omnes animadvertere gaudebat et unumquemque in scypho immani egregie sudantem. Ex generosa illa iuventute quidam indolis prorsus Germanae animoque magno legi haud difficulter satisfaciebant, ad unguem exhausto poculo moxque digni, qui adscriberentur choro Bacchantium Evantum, iudicati sunt. Quidam turgidis oculis guttureque distento nimios labores suos prodere cogebantur, alii in medio certamine tamquam arietis ictu valido repulsi sistere et mattiis fauces exsiccando vires recolligere. Et ne tanti decoris lauream amitterent, ut athletae fortes, sublimibus ausis bis terve quaterve vires experiri, saepiusque repletam ac redundantem pateram non sine magno lucro tandem fortiter exsuperare. Pighius in ipso fervore sui conatus deficiente spiritu herbam porrigit affatim ridente Carulo conquestusque de impotentissimi haustus nimia difficultate protestatur ideoque nequit initiari. In hunc fere modum multis rebus visis iucunde transacto die cum iam vesperasceret, conscensis equis ad urbem revertuntur cenatum in palatio.

sacrarium, -ii n.: Heiligtum • mysterium, -ii n.: Geheimkult, Mysterium • initior 1: eingeführt werden • advena, -ae m.: Ankömmling, Besucher • spelaeum, -i n.: Höhle • rupes, -is f.: Fels • excido 3 -si, -sum: herausschneiden • peregrinus 3: fremd • capax, -acis: voluminös • vinarius 3: Wein- • multiplex, -licis: vielfältig • gravatim (Adv.): ungen • libo 1: kosten • pedica, -ae f.: Fußfessel, Schlinge • cancellum, -i n.: Schranke • obsero 1: versperren • confestim (Adv.): auf der Stelle • praesto (Adv.): anwesend • calleo 2: sich

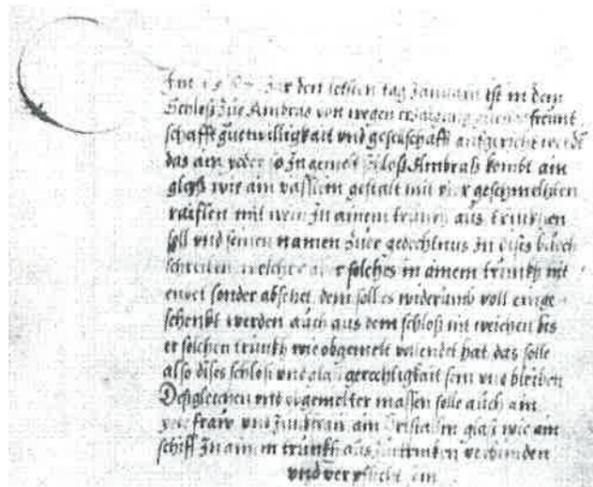
auf etwas verstehen • hierophanta, -ae m.: Opferdiener • scyphus, -i m.: Becher • cum scyphis decumanis fere congialibus: mit Bechern, die etwa drei Liter fassen konnten • antistes, -titis m.: Vorsteher • ritualis, -e: zum Kult gehörig • solemnis, -e: feierlich • adytum, -i n.: Allerheiligstes
Tauricus 3: Stier- • edulium, -ii n.: Essen • mattya, -ae f.: Leckerei • provoco 1: hervorrufen • tractus, -us m.: (hier) Zug • patera, -ae f.: Schale • evacuo 1: leeren • orgiasta, -ae m.: Eingeweihter • ceremonia, -ae f.: Feierlichkeit • pro modulo suo: für seinen Maßstab • sudo 1: schwitzen • generosus 3: edel • indoles, -is f.: natürliche Anlage • Germanus 3: deutsch • exhaurio 4: austrinken • turgidus 3: geschwollen • guttur, -uris n.: Kehle • distentus 3: weit klaffend • aries, -ietis m.: Widder • ictus, -us m.: Stoß • fauces, -ium f.: Kehle • exsiccio 1: austrocknen • recolligo 3 -legi, -lectum: sammeln • laurea, -ae f.: Siegeskranz • athleta, -ae m.: Sportler • sublimis, -e: hoch, verstiegen • experior 4 -pertus sum: versuchen • repletus 3: gefüllt • redundo 1: überschwappen • exsupero 1: bezwingen • fervor, -oris m.: Eifer • conatus, -us m.: Versuch • herbam porrigo: sich geschlagen geben • affatim (Adv.): reichlich • impotens, -ntis: nicht zu bewältigen • haustus, -us m.: Schluck • protestor 1: laut verkünden • diem transago: den Tag verbringen • vesperasco 3: Abend werden • cenatum (Supinum II): um zu speisen

Liberi patris: Vater Liber (auch: Bacchus oder Bromius, gr. Dionysos) ist der Gott des Weines. Zu seinen Ehren wurden im klassischen Griechenland Dithyramben gesungen.

codicem: Das Trinkbuch ist erhalten und liegt heute in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien.

ad unguem: Anspielung auf die Nagelprobe zur Überprüfung, ob der Becher vollständig geleert wurde.

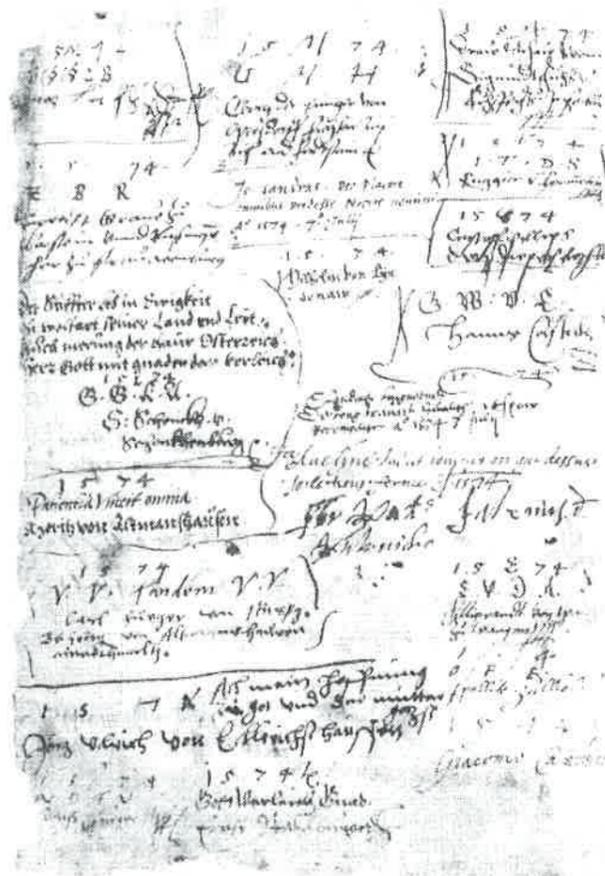
herbam porrigit: Das Sprichwort (eig. *herbam dare*) stammt aus Plautus (fr. 16, v. 240 W.) und meint in etwa „sich geschlagen geben“ (vgl. OTTO, A.: Die Sprichwörter der Römer, Leipzig 1890, S. 161)



Transkription der Einleitung (Claudia Sporer-Heis):

„Im 1567. Jar den letzten tag Januarii ist in dem Schloß zue Ambras von wegen erzaigung guetter freunt-schafft guetwilligkait und gesellschaft aufgericht worden das ain yeder so In gemelt schloß Ambrabß kombt ain glaß wie ain vasslein gestalt mit vier geschmeltzten rafflen mit wein In ainem trunkh aus trinkhen soll und seinen namen zue gedechtnus In dises buech schreiben. welcher aber solches in ainem trunkh nit endet sonder absetzet, dem soll es widerumb voll eingeschent werden auch aus dem schloß mit weichen bis er solchen trunkh wie obgemelt vollendet hat das solle also dises schloß und glaß gerechtigkeit sein und bleiben Deßgleichen und obgemelter massen solle auch ain yed fraw und Junkfrau ain Cristallen glaß wie ain schiff In ainem trunkh auszuetrinken verbunden und verpflicht sein.“

Abbildung der Einleitung des Ambraser Trinkbuches mit den Regeln des Initiationsablaufes samt Transkription des Textes“



Seite des Ambraser Trinkbuches aus dem Jahr 1574 mit den eingetragenen Namen der Initiierten sowie verschiedenen Sinnsprüchen

ÜBERSETZUNGEN

Text 23: Bildergalerie in der Innsbrucker Burg

Nachdem die Reisegesellschaft am nächsten Tag in der Früh die Messe besucht hatte, verbrachte sie den Rest des Vormittags damit, den Palast zu besichtigen, der schon so vielen österreichischen Kaisern als Wohnsitz gedient hatte. Sie besichtigten Innenhöfe, Gemächer, Säulengänge, Kapellen und Umgänge, die mit königlicher Ausstattung, Teppichen, Bildern und allerlei Schmuck versehen waren, sowie liebliche Gärten mit kunstvollen Springbrunnen. Eine besondere Freude war es für Karl, in dem weitläufigen und wunderschönen Speisesaal Bilder der Mitglieder aus dem edlen Hause Österreich und der Verwandten des Kaisers Ferdinand zu sehen: Es waren die glücklichsten Fürsten unserer Zeit realistisch auf Bildern dargestellt, von der genialen Hand des äußerst versierten Malers Titian, der die Gemälde in Farbe ausführte. Ein Spaß war es für Karl, darunter auch seine Eltern im Hochzeitsgewand zu sehen, lebendig und gleichsam gegenwärtig seinen Onkel, Erzherzog Ferdinand, mit seiner fruchtbarsten Frau Anna zu sehen, auch seinen Großonkel, Kaiser Karl V. mit Eleonore, der Tochter des Königs Emanuel, und dessen Sohn Philipp mit Maria, der Tochter des Königs Heinrich von England, seinen Onkel Maximilian mit der zweiten Tochter Karls V., Maria. Mit Freude sah er Sigismund, den König von Polen, der einen Pelz trug, und Alexander, den mächtigen Fürst der Toscana in glänzenden Waffen, und Tanten und andere verwandte Fürsten, die er zuvor nie gesehen hatte.

Text 24: Die Waffensammlung

Von hier stiegen sie zur Waffensammlung des Palastes hinauf, wo man auf einem weiten Bretterboden eine gewaltige Zahl von Waffen und Geschossen aller Art sehen kann: hervorragende Beutestücke, die Feinden abgenommen wurden, persische Kurzsäbel, skythische *sagares* (wie man sie noch heute nennt), dakische *samaterae*, makedonische Lanzen, ituräische Bogen und Pfeile und zudem noch Köcher, die mit verschiedenen Zeichnungen farbig bemalt waren. Aber besonders gefiel Karl eine Gruppe von Reiterstatuen, die barbarische Fürsten und Anführer darstellten, die mit richtigen Waffen und wertvollsten Beutestücken ausgestattet waren. Zudem sah man noch Numidier, Mauren, Parther, Thraker, Thessalier, Pannonier und gepanzerte Germanen mit ihren jeweils typischen Waffen und in ihrer Kriegsgewandung.

Text 25: Maximilians Grabmal

Nach dem Essen stiegen sie aus dem Palast in die Stadt hinunter, um das Jesuitenkolleg und das Franziskanerkloster mit der herrlichen Kirche in der Nähe zu besichtigen, wunderbare Werke von tiefer Frömmigkeit, die Kaiser Ferdinand aus quadratischen Steinblöcken unter großen Ausgaben hatte errichten lassen. Neben anderen Schmuckelementen der Kirche war für diejenigen, die die Kirche in der Mitte betraten, das Grabmal Kaiser Maximilians I. besonders augenfällig, das die frommen Enkel Kaiser Karl V. und Kaiser Ferdinand I. für ihren Großvater errichten ließen. Die Augen der Besucher und Betrachter bleiben an den kunstvollen Wappen, Bildern und Reliefs aus parischem Marmor an den Seiten des Denkmals hängen. Dort sind nämlich die Taten des Kaisers, die er in Krieg und Frieden vollbracht hat, wunderschön in Reliefs dargestellt. Auf beiden Seiten des Grabmals stehen in den Säulenzwischenräumen der Kirche die überlebensgroßen Statuen der Helden des Hauses Österreich, Erzstatuen, zehn Fuß hoch, nach dem Leben gestaltet in ihrer ursprünglichen Kleidung und mit den alten Waffen, wie es im jeweiligen Jahrhundert üblich war, mit ihren Titeln und Elogien; diese Statuen strahlten keine geringe Majestät aus.

Text 26: Exkurs zu Gottfried von Bouillon

Während Prinz Karl all das sehr genau betrachtete, fiel ihm besonders die Dornenkrone von Gottfried von Bouillon, des ersten christlichen Königs von Palästina und Jerusalem, auf. Er wollte den Grund dafür wissen, und ich antwortete ihm, dass jener tapferste und frommste Fürst nach seinen glänzenden Siegen, durch die er Syrien und Palästina den Türken und Sarazenen entriss, Jerusalem erobert hatte.

Von allen vereinten christlichen Fürsten wurde er in einer Versammlung zum König dieser Stadt und der unterworfenen Provinzen gewählt. Als er sich dagegen wehrte, hoben ihn die vereinten Fürsten auf die Schulter und trugen ihn zum allerheiligsten Grab Christi, wo er im Rahmen einer feierlichen Messe die Krone und die Herrschaftsinsignien bekommen sollte. Besiegt habe Gottfried schließlich zugestimmt und die Regierung des neuen Reiches übernommen, die Krone aber und die königlichen Insignien hat er abgelehnt, weil er es für unwürdig und frevlerisch hielt, dass ein Mensch mit einer Goldkrone in die Stadt einziehe, in der Christus, der König der Könige, für unser Heil eine Dornenkrone getragen hatte. Karl sagte daraufhin: „In Erinnerung an seine so fromme Bescheidenheit haben die späteren also die Statuen dieses so verdienten Fürsten mit der Dornenkrone geschmückt. Diese Krone ist äußerst edel und ist allen goldenen oder diamantenen Kronen der größten Könige und Kaiser vorzuziehen!“

Text 27: Zeughaus

Danach ritten sie auf Pferden ein wenig aus der Stadt hinaus nach Mühlbachl, wo in der Waffenkammer der Fürsten, die auf einer Insel im Inn liegt, Kriegsmaschinen gezeigt werden, erzgegossene Kanonen von gewaltiger Größe und riesigem Gewicht, mit denen Verteidigungsanlagen, Mauern und Türme erobert und Städte zerstört werden können. Sie sahen dort Eisenschmieden und Werkstätten, in denen Brustpanzer, Helme, Schilde, Beinschienen und andere eiserne Rüstungsteile geschmiedet und poliert wurden. Außerdem wurden dort eiserne Röhren gegossen und gebohrt, durch die man Bleikugeln mit Schwarzpulver, das zuerst hineingegeben wird, mit größter Wucht gegen die Feinde schießen kann; Pferde und selbst gepanzerte Menschen streckt man so leicht mit tödlicher Wunde nieder.

Text 28: Schloss Ambras

Dann begaben sie sich zur nahen Vorstadtresidenz Erzherzog Ferdinands, die mit drei Landhäusern der alten Römer an Reichtum und Größe wetteifern könnte. Sie liegt auf einem Hügel unter sehr hohen Bergrücken im Inntal und bedeckt weite Landgüter. Zu ihr gehörten nämlich nicht nur Bauernhöfe und Speicherkammern, sondern auf einem Hügel lag der Palast wie ein praetorium, wie das die Alten nannten, ein wunderschönes Landhaus von eleganter Architektur, fast schon städtisch durch die liebliche Lage, die Bilder und den Glanz des königlichen Mobiliars. Der Fürst ließ es für sich und seinen ganzen Hofstaat errichten als Sommerresidenz. Prinz Karl wurde in den verschiedenen Bereichen herumgeführt. Auf den Hügeln und in den Tälern zeigte man ihm Teiche, Fischteiche, Seen und Teiche für erlesene Fische, dort gab es Weinberge, Obstgärten, Wälder, Wildparks, Haine und Gehege für wilde Tiere. Dann stiegen sie zum Palast hinauf und besichtigten seine Architektur, seine Annehmlichkeiten und die elegante Ausstattung: Innenhöfe, Säulengänge, Speisesäle, die mit Teppichen, Wappen und Bildern verziert waren. In einem weitläufigen Saal sahen sie die Folge der Grafen von Tirol vom Beginn bis zu unserer Zeit herauf mit Lobsprüchen, was jeder einzelne Fürst an Taten vollbracht hat. Sie sahen die Frauengemächer, die wunderbar in verschiedene Kammern unterteilt waren, hängende Gärten, Volieren, die von ehernen Netzen begrenzt wurden. Zudem gab es im oberen Stockwerk eine ausladende Waffensammlung. Dort war eine solche Menge an Waffen und Geschoßen aller Art versammelt, dass aus diesem Stockwerk wie aus dem Trojanischen Pferd, einige Kohorten in voller Bewaffnung in kürzester Zeit hervorbrechen könnten.

Text 29: Die Gärten

Dann wurde Karl aus dem Palast in die umliegende Gegend geführt, wo man ihm eine Pferdelaufbahn, einen Ballspielplatz und andere abgegrenzte Felder zeigte, in denen die adelige Jugend zu trainieren pflegte. Dann gingen sie in feinst gepflegte Gärten, wo sie Tiergärten, Labyrinth und verschiedenste Nymphenheiligtümer sahen, die von künstlichen Quellen bewässert wurden, deren zahlreiche Springbrunnen an verschiedenen Orten weithin von Bächen aus den nahen Bergen durch unterirdische Röhren gespeist wurden. Man liebte es, dort unter freiem Himmel zu speisen, wobei alles mit Zierblumen geschmückt war, und besonders jener Rundpavillon am Fuße eines nahen Berges, in

dessen Mitte Wasserräder einen hölzernen runden Tisch gleichzeitig mit den daran sitzenden Gästen während des Essens entweder langsam oder schnell herumdrehen und die Gäste, wenn es ihnen gefiel, durch die Drehung betrunken machen konnten.

Text 30: Bacchus-Grotte und Initiation

Von hier wurden sie zum Heiligtum des Vaters Liber geführt, wo Ankömmlinge in die Mysterien eingeweiht zu werden pflegen. Es gibt dort eine gewaltige Höhle in den Felsen, geräumig und finster. Über mehrere aus dem Fels gehauene Stufen steigt man hinunter. Die fremden Besucher bewundern die überdimensionalen Weinfässer und kosten nicht ungern von den vielfältigen edlen Tropfen des Gottes Bromius, die die Sorgen lösen. Sie fühlten sich dabei solange ungezwungen, bis sie zurückkehren wollten. Da erst bemerkten sie die göttliche Macht des dithyrambischen Dionysos und die Schlingen, die in der Dunkelheit auf sie lauerten. Weil die Schranken verschlossen waren, konnten sie den Ausgang nicht mehr finden. Sofort standen Hierophanten bereit, die sich auf diese heiligen Riten verstanden, mit Schalen, die etwa zehn Liter fassen konnten. Ihr Oberpriester brachte ihr Ritengesetzbuch herbei und las daraus das dionysische Gesetz vor, das von alten germanischen Völkern für diese Mysterien feierlich verfasst wurde:

Fremdling aus der Ferne, gehe nicht aus dem Heiligtum des Vaters Bromius
als Uneingeweihter! Des Stierhörnigen
Rechte fordere nicht heraus! Der, der dich in seinen Kult einführt, befiehlt
des besten Weines einen großen Mischkrug
mit beherztem Schluck versprich dem mächtigen Gott! Initiiert
schreibe deinen Namen in die Liste der Orgiasten ein!

Dann wurden die Anwärter jedoch nicht zu einem Stieraltar geführt, sondern zu einem Tisch, der mit Speisen und Durst erzeugenden Leckereien übervoll war. Wenn man dort eine gewaltige Schale unter einmal leeren konnte, wurde man als Initiierter unter die Orgiasten in einem Trinkbuch verzeichnet. Als sich Prinz Karl an den Zeremonien für seine Verhältnisse gesättigt hatte, war es ihm eine Freude, allen übrigen aus seiner Truppe zuzusehen, wie sich jeder einzelne an dem gewaltigen Krug intensiv abmühte. Aus jener adeligen Jugend deutscher Abstammung taten einige dem Gesetz beherzt ohne Probleme genüge, tranken den Becher bis zur Nagelprobe aus und wurden so als würdig befunden, dem Chor der Bacchanten eingeschrieben zu werden. Manche waren mit weit aufgerissenen Augen und klaffendem Schlund gezwungen, von der allzu großen Mühe abzulassen. Andere mussten mitten im Kampf wie vom starken Stoß eines Widders getroffen innehalten, ihre Kehle mit Leckereien austrocknen und so wieder zu Kräften kommen. Und um den Siegeskranz dieser so bedeutenden Ehre nicht zu verlieren, versuchten sie wie tapfere Athleten ihre Kräfte zwei-, drei- oder viermal an diesen gewaltigen Vorhaben; öfter besiegten sie die volle und überschäumende Schale dann schließlich tapfer nicht ohne großen Gewinn. Pighius musste im Eifer seines Unterfangens, als ihn der Geist verließ, kapitulieren, wofür ihn Karl auslachte. Pighius beklagte sich darüber, dass dieser unmögliche Schluck allzu schwierig sei, und bewies so, dass er nicht eingeweiht werden konnte. So verbrachten sie den Tag freudig und hatten viele Dinge besichtigt. Am Abend stiegen sie wieder auf ihre Pferde und kehrten in die Stadt zurück, um im Palast zu speisen.

Hinweis in eigener Sache: Sondernummern

Derzeit sind noch folgende Sondernummern erhältlich. Es genügt die Überweisung des Betrages auf das Konto von Latein Forum. Bitte vergessen Sie dabei nicht die gewünschte Nummer und die Zustelladresse bekanntzugeben.



Latein Forum 34/35 (1998)

Kochen mit Apicius. 100 ausgewählte Rezepte aus dem alten Rom (Neue Übersetzung, Neuer Kommentar, Neue Vorschläge zur modernen Umsetzung (von Irene Schwarz)

€ 15.-- (inkl. Versand)



Latein Forum 47/48 (2002)

Persönlichkeiten der Römerzeit im heutigen Nord-, Ost- und Südtirol sowie im Trentino (Eine Auswahl), 102 Seiten, ISBN 3-85400-123-1 (Peter W. Haider)

€ 22.90 (inkl. Versand)

Latein Forum Jubiläumsnummer 50/51 (2003)



- Roms sprechende Steine
- Eigenverantwortliches Lernen
- Kontrastive Grammatik
- Latein - Sprachen - Latein
- Latein und PR
- Antike im Internet
- Unterlagen für den Lektüreunterricht
- Chronik des Klosters Stams
- Historische Ethnographie
- Priesterkönig Johannes
- Fächerübergreifende Projekte
- Der schöne Schein
- Latein Forum Bibliothek

€ 15.-- (inkl. Versand)

Latein Forum 55/56 (2005)



Spätmittelalterliche Fernreiseberichte in lateinischer Sprache. Eine Auswahl, Übersetzungen und Texte. 200 Seiten, ISBN 3-9501975-1-6.

(Hermann Niedermayr / Florian Schaffner)

- Johannes de Plano Carpini
- Wilhelm von Rubruk
- Marco Polo
- Oderich von Pordenone
- Nicolò Conti

€ 22.90 (inkl. Versand)



Gottfried Siehs
g.siehs@tirol.com

Nachdem wir Horaz, c. 1,11 gelesen hatten, gingen wir in den Computerraum, um mit einer Suchmaschine nach „carpe diem“ zu suchen. Das Ergebnis ist verblüffend – 684.000 Links bei Google, mehr als 2 Millionen bei Yahoo! Neben unzähligen Sprachreisen und Werbeagenturen finden sich auch einige Links, die das Zitat in einen neuen Zusammenhang stellen oder neue Aspekte aufzeigen. Insgesamt eine interessante Möglichkeit, Schülern den Begriff „Rezeption“ auf spielerische Weise näherzubringen! Der Auftrag lautete einfach, interessante Fundstellen zu notieren und dann der Klasse zu präsentieren.

Ein paar Beispiele dazu:

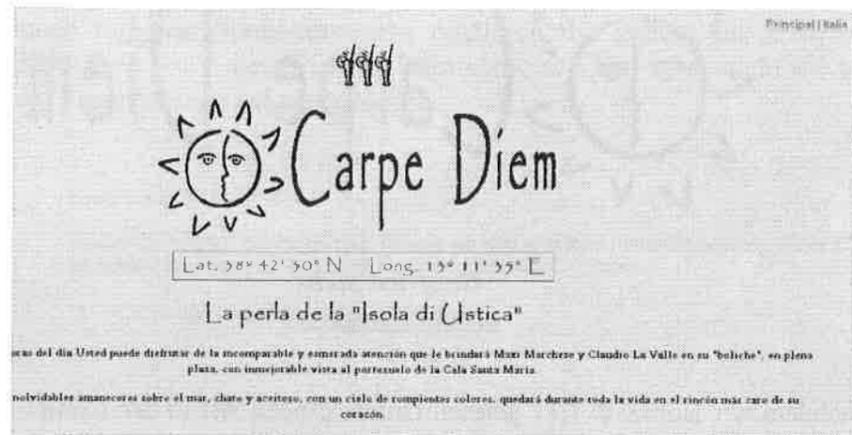
<http://www.carpe-diem-restaurant.de/>



„Latein ist schwer. Vor allem deswegen, weil kein Mensch glaubt, daß etwas leicht wird, wenn es lateinisch anfängt. Latein riecht nach Arbeit und nicht nach Essen. Warum also heißt ein Restaurant Carpe diem und nicht einfach, sagen wir mal ‚Zur Post‘?“

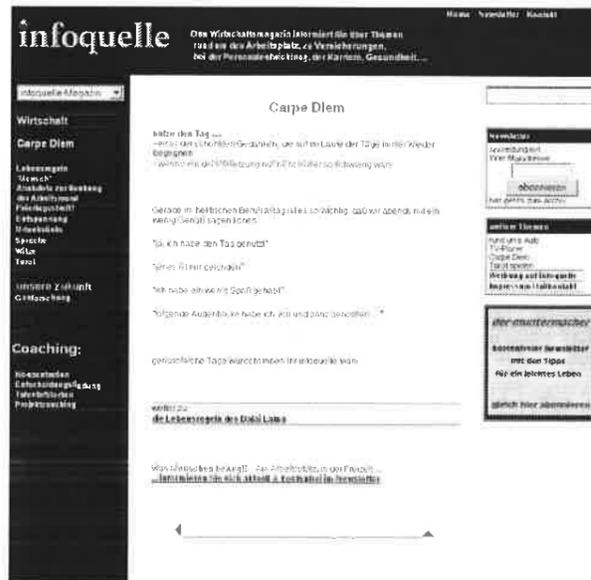
Nach einem Klick auf „Philosophie“ und dann rechts oben auf „weiter“ erfährt man, was mit einer „latein-europäischen Küche“ gemeint ist. „Carpe diem“ wird recht nett erklärt, auch wenn sich dem misstrauischen Lateinlehrer der Verdacht aufdrängt, carpere könnte mit capere verwechselt worden sein ...

<http://www.yopresento.com.ar/Carpe%20Diem/>



Ein Lokal auf der Isola di Ustica, von dem das Logo der Überschrift stammt.

http://www.infoquelle.de/carpe_diem/index.php



Ein Wirtschafts(!)magazin, das dem Thema „Zeitmanagement“ einen wichtigen Platz einräumt. Besonders empfehlenswert ist in unserem Zusammenhang die „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ von Heinrich Böll.

Es werden aber auch viele Methoden vorgestellt, die in der Wirtschaft verwendet werden, um etwa Arbeitsorganisation oder Kreativität zu verbessern – könnten das nicht auch unsere SchülerInnen oder wir selbst brauchen? Es lohnt sich also durchaus, auf „Wirtschaft“ zu klicken und in dieser Seite ein wenig herumzuznüffeln!

<http://www.carpediem.com>

Yoga, Gedächtnisspiele, „bewusst leben“ – wer hätte gedacht, dass dahinter Werbung für Wellnessgetränke steckt, die angeblich auf jahrtausendealtem Wissen beruhen? Interessant, dass Herr M. auch ein anderes Getränk vertreibt, das Flügel verleihen soll!



<http://www.carpe-diem-hvar.com/html/philosophie.php?SL=de>



Warum heißt diese Bar CARPE DIEM?

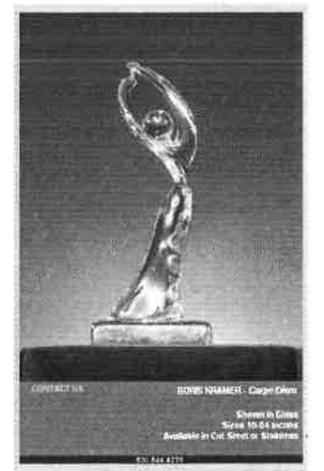
CARPE DIEM-
Treffpunkt für Menschen, die den Tag leben, die Chance des Jetzt erkennen und den Augenblick nützen wollen.

Dazu noch eine Freimaurerloge, ein Zuchtbetrieb für Katzen der Rasse Ragdoll, ...

Wenn man in Google auf „Bilder“ klickt, findet man viele Objekte aus der bildenden Kunst, die das Thema aufgreifen:

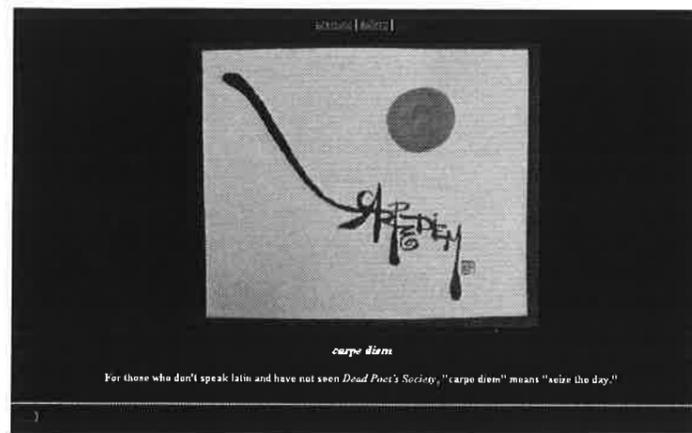
<http://www.marcusashley.com/painters/kramerhtmls/kramer-carpe.html>

Eine Schülerin war nicht nur von der Eleganz der Statue begeistert, sondern auch fasziniert davon, dass hier offenbar die eigentliche Bedeutung von „carpere“ eingefangen wurde.



<http://www.thunderwords.com/>

„Carpe diem“ wurde hier kalligraphisch verewigt.



<http://www.fortunecity.de/roswell/king/68/fan/frei10.html>



Eine mysteriöse Geschichte um eine Münze mit einer bestimmten Aufschrift ...

<http://www.uhren-schmuck.de/aktuelles/markennews/20020908084209.shtml>



Was könnte besser zu einer Uhr passen als „carpe diem“? Der Blick auf die Uhr ist eine der wenigen Situationen, in denen wir uns fast ausschließlich auf das Jetzt konzentrieren. Deshalb hat der Künstler seine Uhr so genannt. *In jeder Sekunde entsteht auf ihrem Zifferblatt eine neue Konstellation aus Farben und Formen. Dies ist eine perfekte Chiffre für die Einmaligkeit eines jeden Augenblicks, den man nutzt und genießt*, wie Hans Saner, der Basler Philosoph, sagt.

„Ambitionen“

Klaus Bartels

Wahlkampf und Wahlkampagne, Wahlsieg und Wahlniederlage: Unsere Sprache beschreibt das Buhlen der politischen Parteien um die Gunst der Wähler gern in kämpferischen Bildern. Da wird der Wahlkreis zur Walstatt und das ganze Land zum Schlachtfeld, zur Arena für den Schaukampf der Polit-Gladiatoren und den Zweikampf der Spitzenkandidaten.

Die Konsulwahlen im alten Rom waren gewiss auch öfter ein rechtes Hauen und Stechen, doch das klassische Latein hatte dafür eine friedlichere Bildersprache: Da hieß der alljährliche, fortwährende Wahlkampf um die hohen Ehrenämter schlicht und einfach *ambitio*, das Herumgehen, oder in der Naheinstellung auch *prensatio*, das Händeschütteln. In der *ambitio* steht am Anfang das Kopfstück *amb-*, hin und her, ringsherum, das uns auch am Kopf der *ambulanten* Behandlung und der *Ambulanz* begegnet; den Rumpf des Wortes bildet das Allerweltsverb *ire*, gehen, mit seinem Ein-Buchstaben-Stamm *i-*, wie er sich auch in der *In-i-tiative* und den *In-i-tialen*, im *Trans-i-t* und im *Ex-i-t* ein heimliches Stelldichein gibt; und am Schluss steht da das Schwanzstück *-tio*, das generell die Handlung bezeichnet, hier also das Hinundhergehen, das Ringsherumgehen.

Ein bildkräftiges Wort: Man sieht so recht, wie der in die strahlende, glänzende *toga candida* gekleidete *Kandidat* sich durch die Menge drängt, wie er abwechselnd zur Linken und zur Rechten die ihm entgegengestreckten Hände schüttelt, wie er so tagaus, tagein auf dem Forum Romanum und sonst in der Stadt „hin und her und ringsherum geht“. Im klassischen Latein ist diese *ambitio*, dieses In-der-Stadt-die-Runde-Machen, in ihrer einfachen Bildlichkeit immer ein sprechendes Wort geblieben, auch dort, wo es dann über den Wahlkampf hinaus den treibenden politischen „Ehrgeiz“ und über das Politische hinaus jedweden persönlichen Ehrgeiz bezeichnete.

Die politische Bedeutung des Wortes ist mit dem Ende der römischen Republik und ihrer alljährlichen Wahlkämpfe obsolet geworden. In der übertragenen Bedeutung, als Ehrgeiz, sind die *Ambitionen* im modernen Eurowortschatz lebendig geblieben, und dies in der deutschen Sprache bezeichnenderweise durchweg in der Mehrzahl, wie die Rosinen, die einer im Kopf hat: Eine *Ambition* kommt selten allein.

Wir sprechen [...] geläufig von einem *Wahlkampf* und einer *Wahlkampagne*: Deutet die gleiche Lautgestalt der Wörter auf eine alte Stammverwandtschaft, ist der Wahlkampf eine Wahlkampagne, ein Wahl-feldzug? So ist es tatsächlich; hinter beiden Wörtern steht der lateinische *campus*, freies Feld, hier in der Bedeutung Schlachtfeld, Kampfplatz.

Auf diesem Feld ist eine weit gestreute und kunterbunte Wörtersaat aufgegangen: im Italienischen erst das in *Kampanien* erfundene *campanum aes*, die volltönende kampanische Bronze, aus der man die ältesten Kirchenglocken goss, und daraus wieder die *Campanula*, die Glockenblume, und der *Campanile*, der Glockenturm, im Französischen der *Champagner* und die *Champignons*, im Englischen der aus dem Altfranzösischen übernommene Tennis-*Champion* sowie der College-*Campus* und die *Campingplätze*, und so schließlich in der deutschen Sprache der *Kampf* und die *Kampagne*.

„Kandidat“

Klaus Bartels

Im alten Rom, wo alljährlich im Herbst die Konsuln und die übrigen Magistraten neu gewählt wurden und alljährlich mit dem Anfang des Amtsjahrs am 1. Januar sozusagen die Regierung wechselte, gab es keine „Wahljahre“: einfach, weil jedes Jahr schon wieder Wahljahr und das ganze Jahr fortwährend Wahlkampf war. Sogleich nach dem Wahltag, noch ehe die frischgewählten designierten Konsuln ihr Amt angetreten hatten, setzte bereits der Wahlkampf um die Nachfolge der Nachfolger ein. Die *ambitio*, das „Herumgehen“, und die *prensatio*, das „Händeschütteln“, der Wahlkandidaten nahm kein Ende; Cicero bemerkt einmal in einem Brief an Atticus, er habe mit dem „Händeschütteln“ für sein Konsulat schon anderthalb Jahre im voraus begonnen, um hinter der *praepropera prensatio*, dem „voreiligen Händeschütteln“, eines proaktiven Konkurrenten nicht zu weit zurückzufallen.

Der Bewerber um ein hohes Staatsamt wie zumal das Konsulat kleidete sich seit alters in die *toga candida*, in die „strahlende, glänzende Toga“; nach dieser mit Kreide auf Hochglanz gebrachten Toga, wie sie auch sonst hie und da als Festgewand getragen wurde, hieß der Wahlbewerber *candidatus*, der „in die *toga candida* Gekleidete“.



Diskussion zum neuen Lehrplan

Hermann Niedermayrs Gedanken zum modularen Fachlehrplan – eine Replik

Fritz Lošek

Lieber Hermann, die Freude war groß, als wir, die Lehrplanautorinnen und -autoren – neben den von dir in deinem Artikel im „Latein Forum“ 54, S. 3, genannten sei ausdrücklich auf Hartmut Vogl, Bregenz, verwiesen, der zwar aus zeitlichen Gründen nicht mehr am Kommentar mitarbeiten konnte, aber ein wichtiges, unverzichtbares Mitglied und quasi der Vertreter Westösterreichs im Team zur Lehrplanerstellung war! – in der genannten Publikation deinen Namen vor diesem Leitartikel, eigentlich der ersten ausführlichen Stellungnahme zum neuen Lehrplan und zum Lehrplankommentar sowie zur Schularbeitsgestaltung sahen: Kennen und schätzen wir dich doch als einen der arriviertesten, engagiertesten und sympathischsten Vertreter unserer Zunft im gesamten Bundesgebiet! Wir sind dir auch dankbar, dass du die Bestimmungen des Lehrplans und die Vorschläge des Kommentars (mehr als Vorschläge können und sollen es nicht sein, daher ist deine Formulierung auf S. 5, letzter Absatz „der Lehrplankommentar *s c h l ä g t* vor“ richtiger als im Absatz vorher, „der Lehrplankommentar *s c h r e i b t* vor“) genau und kritisch unter die Lupe genommen und für die Kollegenschaft, die mit der Materie vielleicht noch nicht so vertraut ist, aufbereitet hast. Dennoch sei es in alter Freundschaft und im Interesse unserer gemeinsamen Sache gestattet, im Namen auch der drei weiteren von dir angesprochenen Autorinnen des Lehrplans (Renate Glas, Renate Oswald, Wilma Widhalm-Kupferschmidt) zu einigen Passagen und Aussagen in deinem Artikel Stellung zu nehmen. Mit deinem Artikel erweckst und verstärkst du den Eindruck, den ich in den letzten Monaten immer wieder auch bei Tagungen und bei Gesprächen mit einzelnen Kolleginnen und Kollegen spüre, nämlich dass die neue Lektüreform und der damit verbundene Paradigmenwechsel hin zur themenbezogenen Lektüre ein überraschender, durch die Veröffentlichung des Lehrplans plötzlich aufgetretener sei, mit dem man nicht gerechnet hat. Tatsächlich gehen die Vorbereitungen dafür Jahre zurück, und es waren von Anfang an alle (interessierten) Kolleginnen und Kollegen, v.a. aber die Arbeitsgemeinschaften der einzelnen Bundesländer in die Planung miteingebunden: Ich verweise auf das „Circular“ vom August 2001 (S. 14), wo erstmals bundesweit auf die Möglichkeit, themenzentrierte Lektüre in einem neuen Lehrplan zu verankern, hingewiesen wird und – sogar mit Vordruck – alle Kolleginnen und Kollegen eingeladen wurden, „Themenvorschläge“, aber auch „sonstige Bemerkungen und Vorschläge zur Lehrplangestaltung“ einzubringen. Ich denke an die Vorstandssitzungen der „Sodalitas“ wie jene am 8. und 9. Dezember 2001 in Wien, wo bereits erste Themenkreise formuliert wurden, und ich erinnere mich mit Freude an die Reisen des Lehrplanteams nach Graz, Salzburg, Wien und nicht zuletzt Innsbruck, wo wir auch die Vertreter der Universitäten ersuchten, ihre Meinung zum neuen Lehrplanentwurf einzubringen. Und ich danke allen AG-Leiterinnen und -Leitern, die in den letzten Jahren bei zahlreichen Veranstaltungen immer wieder die Genese des neuen Lehrplans begleiteten. Die „Überraschung“ über den neuen Lehrplan und seine Inhalte sollte sich daher in Grenzen halten.

Die von dir zitierte „**Abkehr vom traditionellen Autorenprinzip**“ hat nicht nur mit dem neuen Ansatz des Lehrplans aus Latein (und Griechisch) zu tun, und es ist auch keine Besonderheit der beiden klassischen Sprachen, „dass im Lehrplan kein einziger klassischer Autor mehr namentlich angeführt wird“. Keine (Autoren-) Namen und (Werk-)Titel zu nennen war eine allgemein gültige Vorgabe des Ministeriums für die Lehrplangruppen **aller** Fächer, und daher findet sich z.B. auch im Lehrplan für Deutsch kein einziger Name – die Germanisten werden ihren „Faust“ aber trotzdem lesen!

Damit sind wir bei den von dir gerne und oft zitierten **Klassikern** angelangt. Ich möchte hier nicht den Begriff an sich und seine Anwendbarkeit in Frage stellen. Deine Aussage, der frühere Lektüreunterricht basierte „auf der Abfolge verschiedener Autoren der klassischen Latinität, die nach ihrem (vermeintlichen) Schwierigkeitsgrad aufeinander folgen“, macht entweder z.B. Autoren zum Thema IV. der 5. Klasse Langform, nämlich der „Austria Romana“, ebenfalls zu „Klassikern“, oder ist

ein Beweis dafür, dass, wie du selbst schreibst, die beiden „Hauptautoren“ der 5. Klasse Nebenprodukte der literarischen Produktion, wie die Fabel als Thema III, weitgehend in den Hintergrund drängten. Von daher ist es nicht mehr weit zum - immer wieder laut werdenden - Vorwurf, durch den neuen Lehrplan würden „große Persönlichkeiten der Weltliteratur, wie z.B. Vergil,... filetiert und den Schülern in klein(st)en Mengen serviert.“ Dazu ist festzuhalten: Der neue Lehrplan lässt weit mehr Freiheiten als der alte, man muss sich nur die Mühe machen, ihn sorgfältig und unter verschiedenen Gesichtspunkten zu lesen und zu analysieren (ärgerlich z.B. der noch immer zu hörende Vorwurf, die **Elementargrammatik in der Kurzform** könne man nicht „in drei Semestern“ schaffen: Tatsächlich ist der Beginn der Lektüre von Originaltexten zeitlich nur durch die Festlegung „in der Lektürephase **des** zweiten Semesters“, nicht aber, wie bisher, durch Eingrenzungen wie „ab März“ definiert. Auch wurden, entgegen früheren Entwürfen, die beiden Einstiegsmodule alternativ gestellt, so dass bei einer entsprechenden Auslegung der vorgegebenen Mindestzeit für die Behandlung eines Moduls von 12 bis 15 Wochenstunden das Einsetzen der Lektüre weit in das 2. Semester hineinverschoben werden kann). Stichwort zeitlicher Umfang: Nirgends im Lehrplan, nirgends im Lehrplankommentar ist eine zeitliche Obergrenze für die Behandlung eines Moduls festgelegt. So kann in einer Schulstufe, für die man drei Module vorgesehen hat, ein Modul ohne Probleme ein Semester lang gelesen werden, da ja für die beiden anderen im Minimum 24 bis 30 Stunden, also ca. drei bis vier Monate, reichen. Damit sollte - und wieder gibt der neue Lehrplan mehr **Freiheiten**, die man nur sehen und nutzen muss - die Möglichkeit geschaffen werden, Schwerpunkte zu setzen und bei Themen, die Lehrerinnen und Lehrer, v.a. aber auch Schülerinnen und Schüler besonders ansprechen, länger zu verweilen. Wer also, was mehr als verständlich ist, seinen Vergil nicht missen will, mache ihn zum Hauptautor eines der von dir genannten Module und lese ihn oder zumindest ein - ganzes? - Buch von zwölf der „Aeneis“ als „Gesamtkunstwerk“. Der Vorwurf, man könne „große Namen der römischen Literatur nur mehr `durch die Hintertür` kennen lernen“, entbehrt somit jeder Grundlage, ja man kann „seinen“ Vergil (oder Cäsar oder Cicero) sogar immer wieder und in neuen Facetten, sinnvoller Weise aber dann wirklich in kleinen Häppchen, in anderen Modulen lesen und so auch sprachliche Besonderheiten oder thematische Inhalte - nützlich hinsichtlich ev. Matura - wiederholen. Dass im übrigen der **Raster der Module** „ziemlich willkürlich“ sei, kann ich nicht nachvollziehen, wo doch für jeweils zwei Jahre, in der Kurzform somit eigentlich für die gesamte Lektürephase, „deren **Reihenfolge... frei wählbar**“ ist, wie im Lehrplan unter den didaktischen Grundsätzen unmissverständlich festgehalten ist.

Der zweite Punkt, den du einer „Relativierung“ unterzieht, betrifft die im Kommentar getätigte Aussage, „die Mischung aus Texten verschiedener Gattungen und aus unterschiedlichen Epochen macht den Lateinunterricht abwechslungsreich und trägt somit zur Motivation von Schülerinnen und Schülern bei.“

Einschub: Dieser Punkt ist, wie alle Aussagen unter dem Titel „Didaktische Überlegungen und ihre Folgen für Organisation und Praxis des Unterrichts“ sehr hoffnungsfroh und optimistisch formuliert. Wenn du diesen positiven Grundton allgemein in Frage stellst, indem du den von dir geschätzten Autoren vorwirfst, sie machten am modularen System nur „Vorteile geltend, ohne die zwangsläufig damit verbundenen Nachteile zu erwähnen“, sie wollten „der Kollegenschaft die Neuerungen möglichst schmackhaft machen“ und schossen dabei etwas über das Ziel hinaus, so muss man den Hintergrund der Entstehung der Lehrplankommentare kennen. Wir wurden vom Ministerium eingeladen, diesen Kommentar für unsere Fächer zu schreiben, und das Ministerium hat sozusagen auch das „Copyright“ darüber. Es wäre nun wohl sicher nicht im Interesse unserer Fächer gelegen, wenn man auf dieser offiziellen Schiene offen auf (mögliche) Nachteile eines Entwurfs hinwiese. Du weißt ganz genau, dass gerade die klassischen Sprachen immer im kritischen Blickpunkt der Schulpolitik(er) und der Öffentlichkeit stehen. Wenn dann aus den eigenen Reihen und noch vor Erprobung in der Praxis schon negative Aussagen zum Lehrplan gekommen wären, hätten wir unseren „Gegnern“ die Munition quasi auf dem Silbertablett serviert und uns ein veritables Eigentor geschossen. Kritik und kritische Hinterfragung sind wichtig und notwendig, aber sie sollten - wie du es ja vorbildlich machst - zunächst intern geäußert und einer Klärung zugeführt werden.

Nach dieser für uns als Lehrplan- und Kommentaraufsteller sehr wichtigen Grundsatzklärung zurück zur **Mischung und Streuung der Texte**. „Bei der Auswahl der Texte ist eine breite Streuung von der Antike bis in die Neuzeit **anzustreben**“, so die Formulierung im Lehrplan. Daraus die von uns aufgestellte oder auch nur insinuierte Forderung abzulesen, „disparate Elemente zu akkumulieren“,

„die Klasse durch allzu große Text-, Gattungs- und Autorenvelfalt zu überfordern“ und mit „Pröbchenlektüre“ einer „Zapper-Mentalität“ Vorschub zu leisten, um „möglichst schnell“ (aus welcher unserer Formulierungen lässt sich dies ableiten?) „von einem Text zum anderen zu springen“, grenzt schon fast an Böswilligkeit. Wer in einem Modul je 10-12 Stunden für einen antiken, einen christlichen/mittelalterlichen und ev. noch einen neuzeitlichen Text verwendet - ich behaupte übrigens, auch in den beiden letztgenannten Epochen gibt es die von dir zitierten, offensichtlich aber auf die antiken Klassiker beschränkten „großen Texte“ (wir wollen doch keine Diskussion über den literarischen und wirkungsgeschichtlichen Wert eines Augustinus oder eines Erasmus beginnen) - erfüllt nicht nur das „Anstreben“ breiter Streuung vorbildlich, sondern kann sehr wohl auch „mikroskopisches Lesen“ üben und geduldig Inhalt und Form erschließen: Welcher Autor, welcher Text fordert von uns eigentlich nicht Geduld, wenn wir ihn unseren „coolen kids“ schmackhaft machen wollen. Ich gebe dir freilich völlig Recht, dass wir damit „von den Lehrerinnen und Lehrern ein hohes Maß an didaktischem Geschick“ verlangen, aber es wäre eigentlich eine Bankrotterklärung für unseren Stand, wenn wir dieses Geschick unseren geschätzten Kolleginnen und Kollegen nicht zutrauten!

Damit bin ich bei einem weiteren „Dogma“ des Unterrichts in den klassischen Sprachen angelangt, dem „**Einlesen**“ in bestimmte Autoren und damit zur „Einstimmung“ in Richtung Schularbeit. Es stellt sich zunächst die prinzipielle Frage, dienen Autoren und „große Texte“ hauptsächlich dazu, um aus ihnen Schularbeiten zu extrahieren, oder dienen Schularbeiten dazu, die aus der Lektüre dieser Autoren und Texte gewonnenen Fertigkeiten und Kenntnisse in sinnvoller und maßvoller Weise zu überprüfen? Ich habe in den mehr als zwanzig Jahren, in denen ich Schularbeiten stellte, die Erfahrung gemacht, dass es dem Schüler völlig egal ist, ja dass er es beim Schreiben der Schularbeit nicht im Geringsten merkt, ob ich bei oder nach der Lektüre von Horaz-Satiren eine Stelle aus Sextus Amarcus vorlege, nach Catull ein „Carmen Buranum“ oder nach Cäsar einen Einhard - die Reihe ließe sich beliebig lange fortsetzen. Viel mehr trifft es die Schüler, wenn sie nach wochenlangen, ermüdenden Berichten von den gallischen Kriegsschauplätzen plötzlich zwar „einen Cäsar“, aber mit ethnographischem Inhalt vorgesetzt bekommen. Selbstverständlich muss im Bereich der Vokabel und bei sprachlichen Besonderheiten (vor-)gearbeitet werden, vom Thematischen her gesehen sollten durch die Vorgabe der Module bzw. ihrer Inhalte Einleitungen wie „Aus einer Rede Ciceros/Aus einem Brief des Plinius“ hoffentlich der Vergangenheit angehören. Zum „Einlesen“ noch ein Gedanke Richtung Reifeprüfung: Unter dieser Vorbedingung könnten ja auch zur Klausur nur Autoren und Texte gegeben werden, die in zeitlicher Nähe vor dem Reifeprüfungstermin (wieder?) behandelt wurden, da sonst ein „Einlesen“ nicht möglich wäre. Ich verweise in diesem Zusammenhang wieder einmal auf die manchmal überlesenen Bestimmungen der RPVO § 10 Abs. 2, wo es heißt: „Die Klausurarbeit in Latein soll den Prüfungskandidaten mit der lateinischen Sprache soweit vertraut zeigen, dass er ... einen Text von **durchschnittlicher Schwierigkeit** richtig verstehen und ... übertragen kann.“ Die Stelle „ist den Werken eines im Unterricht gelesenen Autors **oder den Werken eines anderen Autors, der den gelesenen sprachlich-stilistisch ähnlich ist und thematisch an sie anschließt**, zu entnehmen.“ Weiters: „Die Stelle muss inhaltlich **leicht durchschaubar** und in sich geschlossen sein und darf **keine für den Prüfungskandidaten ungewohnten sprachlichen Schwierigkeiten aufweisen**.“ Mit einer Streuung der Texte und einer Abwechslung in den gegebenen Schularbeitsstellen schaffen wir auch uns selbst eine breitere Basis von zu gebenden Autoren und Texten für die Matura und vermeiden, dass Klausurtexte in Jahreszyklen an gewissen Schulen immer wiederkehren - und gefunden oder errahnt werden (können).

Etwas erstaunt bin ich auch über deine negative Einstellung, was die **Rezeption und Rezeptionsgeschichte** betrifft. Du wagst zu bezweifeln, dass durch verstärktes Einbeziehen von Sekundärliteratur, durch kursorisches Lesen und den Einsatz von Übersetzungen eine weiträumigere Behandlung von Themen möglich ist: „All dies war bisher schon bei der Autorenlektüre möglich und wurde auch verbreitet praktiziert.“ Nun, wenn sich die Wirkungsgeschichte von Horaz in der Neuzeit darauf beschränkt, dass in sieben Zeilen zwölf Namen aufgezählt werden (Orbis Latinus Bd. 4 S. 18), entspricht das nicht ganz dem modernen Ansatz zur Rezeptionsgeschichte. Diese war und ist uns, um die enorme Wirkung der lateinischen Sprache und römischen Kultur zu betonen, so viel wert, dass wir in beiden Formen ein Abschlussmodul vorschlagen, in dem am Ende der Lektüre und somit am Ende seiner „Lateinkarriere“ zusammenfassend und anhand von typischen Beispielen (dass das Modul in der Kurzform auf Ovid zielt, ist augenscheinlich, wenn auch der Autor - wie gesagt - nicht genannt

werden durfte) auf diesen vielleicht wichtigsten Aspekt des Unterrichts in den klassischen Sprachen eingegangen werden kann. Deine etwas spöttische Aussage, „offensichtlich misstrauten die Lehrplanautoren selbst der normativen Kraft ihrer didaktischen Grundsätze und nahmen bewusst einen Systembruch in Kauf, indem sie den 13 thematischen Modulen ein nicht auf derselben Ebene liegendes Modul hinzufügen“, geht damit am Kern unserer Intention vorbei. Zudem lässt sie, wie auch andere deiner Aussagen und Analysen, die Situation in der immer häufiger werdenden Kurzform, dem vierjährigen Latein, außer Acht. Man kann die „großen Texte“ auch nach dem alten Lehrplan für das Realgymnasium nicht zelebrieren, ja zum Teil nicht einmal anlesen, was durch das Modulsystem entscheidend erleichtert wird. Vielleicht kann man sich in diesem Zusammenhang auch verstärkt zu der Erkenntnis durchringen, dass auch eine gute Übersetzung Einblick in den literarischen Wert eines Textes, v.a. in seiner Gesamtheit und eben nicht „filetiert“, geben kann.

Sehr wichtig für die weitere Entwicklung des Unterrichts in den klassischen Sprachen sind deine ausführlichen Stellungnahmen und die konkreten Beispiele für die **Gestaltung der Schularbeiten und die Korrekturmodelle und –vergleiche**. Dankenswerterweise ist die Leistungsbeurteilung in den Arbeitsgemeinschaften der einzelnen Bundesländer zu einem zentralen Thema geworden, und es besteht die Hoffnung, dass es zu einheitlichen Regelungen – was nicht heißen muss, zu einem einheitlichen Korrekturmodell! – in den Ländern, vielleicht sogar auf Bundesebene kommen wird. Ich möchte daher auch in diesem Rahmen nicht im Detail auf die von dir aufgezeigten Vorschläge eingehen, sie werden aber einen wichtigen Beitrag bei der Diskussion über diese neuen Wege der Leistungsbeurteilung darstellen.

Auf zwei Aussagen von Wilma Widhalm aus ihrem Beitrag aus dem „Circulare 2/2004“, die du massiv in Frage stellst, soll hier aber doch eingegangen werden. Ich bin nicht wie du der Meinung, dass durch ihre Formulierung: „Aufgrund der nunmehr (auch im Allgemeinen Teil) verankerten neuen Methoden, Arbeitsformen und Zielvorstellungen für den Unterricht kann das **bloße** Abverlangen einer Übersetzung, **garniert durch alibihafte Interpretationsfragen**, bei der schriftlichen Leistungsfeststellung nicht der Weisheit letzter Schluss sein“ ein Widerspruch zwischen der weiterhin bestehenden Forderung, dass die Übersetzung der elementare Bestandteil des Lateinunterrichts und somit auch der Leistungsbeurteilung bleiben muss, und anderen Lehr- und Lernformen entstünde. Du selbst räumst ein, „das Übersetzen eines fremdsprachlichen Textes – bei lateinischen kommt die zeitliche Distanz erschwerend dazu – erfordert in... konzentrierter Form eine Vielzahl ganzheitlicher und komplexer Fertigkeiten (analytisches und synthetisches Denken, Wissens- und Kulturtransfer, Lexikonbenützung, Strukturumsetzung, muttersprachliches Ausdrucksvermögen,...)“. Die Erfüllung dieser hohen Ansprüche (prosaischer formuliert in der LBVO § 16 Abs. 1 lit. 3) als alleiniger Grundlage einer Schularbeit und damit des noch immer wichtigsten Bestandteils der Leistungsbeurteilung ist für (durchaus interessierte, aber zumal in der Kurzform manchmal nicht so sprachbegabte) Schülerinnen und Schüler mitunter schwer zu erreichen. Schularbeiten bedeuten für die Schülerinnen und Schüler, wie du selbst schreibst, oft „schwer verdauliche Übersetzungsarbeit“, und, auch wenn du das „entschieden in Abrede stellst“: Die Interpretationsfragen hatten und haben oft „Alibifunktion“, das kann und muss ich aus der Praxis der Schulaufsicht und eines Vorsitzenden bei der Reifeprüfung (leider!) feststellen. Du selbst lieferst mögliche Erklärungen dafür: Die Länge des zu übersetzenden Textes, die oft eine sinnvolle Interpretation schon aus zeitlichen Gründen nicht zulässt; die Problematik des *bis in idem* - wer falsch übersetzt, muss zwangsläufig falsch interpretieren und wird so zweimal bestraft; und die Fragen à la „Welche Werke des ... kennst Du noch“, also die verdeckte Lernfrage zu den Realien, „die geisttötende Reproduktion isolierten Faktenwissens“. Du gibst in deinem Artikel auf S. 6 ein beachtenswertes Beispiel dafür, wie man nach der neuen Methode Übersetzung und Interpretation verbinden kann. Alle Kolleginnen und Kollegen sollten sich (zu-)trauen, diese neuen Wege ebenfalls zu beschreiten; es wird auch für sie, so hoffe ich, befriedigender sein als das „bloße Abfragen von Realien“.

Für mich nicht nachvollziehbar ist abschließend deine Ansicht, dass die Bekanntgabe von „sehr genau umrissenen **Aufgabenstellungen zum durchgenommenen Stoff**“, wie in den modernen Fremdsprachen üblich(er), eine „fragwürdige Entwicklung“ seien: Den Schülerinnen und Schülern und den Eltern, die sich das Lernen mit ihren Kindern noch „antun“, Hinweise zu liefern, was sie im Vorfeld einer Schularbeit üben und wiederholen sollten, halte ich für ein unverzichtbares Service-Angebot, von dem alle Fächer Gebrauch machen sollten. Stoffangaben vor einer Schularbeit wie „Vokabel Ludus I und II“ oder „Grundgrammatik“ halte ich dagegen für unangebracht, für wenig

zielführend, ja fast für zynisch.

Lieber Hermann, du siehst, wie ernst und wie wichtig ich, wie wichtig wir deine konzise Analyse des neuen Lehrplans und deine Vorschläge zur Leistungsbeurteilung nehmen. Wir finden es gut, dass wir unsere Meinungsverschiedenheiten, die manchmal nur auf einem unterschiedlichen Informationsstand beruhen, in diesem „Forum“ austragen und vielleicht auch ausräumen können. Namens der Autorinnen und Autoren des neuen Lehrplans und des Lehrplankommentars aus Latein und Griechisch lade ich nochmals alle Kolleginnen und Kollegen ein, es Hermann Niedermayr gleichzutun und ermuntere sie nach einer genauen Lektüre und einer alle Möglichkeiten ausschöpfenden Auslegung der Lehrpläne und der Lehrplankommentare zu einer mutigen Umsetzung der neuen Bestimmungen. Unter dieser Vorbedingung schließe ich mich gerne der Ansicht von Hermann Niedermayr an, wenn er schreibt: **„Jede Kollegin und jeder Kollege wird selbst zu beurteilen haben, ob unterm Strich die Voroder die Nachteile des neuen Systems überwiegen.“**

Nochmals: Der modulare Fachlehrplan. Eine Antwort auf Fritz Lošeks Replik

Hermann Niedermayr

Lieber Fritz,

deine Replik auf meine „Gedanken zum modularen Fachlehrplan ...“ (Latein Forum 54, 2004, 1–9) habe ich mit großem Interesse gelesen. Da ich in deiner ausführlichen Stellungnahme einige Missverständnisse zu entdecken glaube – die z.T. auch auf missverständlichen Formulierungen meinerseits beruhen –, möchte ich doch einige meiner zentralen Anliegen verdeutlichen.

Zur Genese meines Artikels: Am 10.11.2004 fand eine ganztägige Tagung der Tiroler Landes-AG-Latein zum Thema „Schularbeitenerstellung und -korrektur in der Lektüreprase nach dem neuen Lehrplan“ statt. Bei dieser Veranstaltung stellte ich die mir vorliegenden Anregungen zur Gestaltung der „Schularbeiten neu“ vor und stellte sie gemeinsam mit ein paar eigenen Überlegungen zur Diskussion. Auch dein Vorschlag zur Lexikonbenützung in der Übergangsphase wurde zur Kenntnis gebracht und sehr positiv aufgenommen. Der Nachmittag war einem aufschlussreichen Korrekturvergleich vorbehalten.

Einige Zeit später fragte ein Redakteur des Latein Forums bei mir an, ob ich bereit wäre, für die eigentlich schon fertig konzipierte Nummer 54 die Ergebnisse der Tagung zusammenzufassen. Dieser Einladung kam ich umgehend nach. Erst nach dem Abfassen des eigentlichen Artikels, der somit eher als „Lückenbüsser“ denn als „Leitartikel“ konzipiert war (auf die Platzierung innerhalb der Nummer hatte ich keinerlei Einfluss), glaubte ich, einige „Gedanken“ zum Lehrplankommentar vorausschicken zu müssen, in dem ja auch Wichtiges zur Leistungsbeurteilung steht. Auf den Lehrplankommentar konnte ich mich wiederum in sinnvoller Weise nur mit Rückgriff auf den Lehrplan beziehen.

Entsprechend der Intention des Latein Forums wollte ich mich mit dem Grundkonzept des Lehrplans positiv-kritisch auseinandersetzen und den Lehrplankommentar, gewissermaßen als *advocatus diaboli*, gegen den Strich lesen. Sowohl Lehrplan als auch Lehrplankommentar haben auf Grund ihrer Qualität eine ernsthafte Würdigung verdient (das Lob auf S. 2, mit dem ich die Lektüre des Kommentars „nachdrücklich empfehle“, dürfte dir nicht entgangen sein; auch meine große Wertschätzung gegenüber **allen** Mitgliedern des Lehrplannerstellungsteams – den Vertreter Westösterreichs, Hartmut Vogl, selbstverständlich mit eingeschlossen, duldet keinen Zweifel).

Im Nachhinein bedaure ich es sehr, dass bei Lektüre meines Artikels offensichtlich der falschen Eindruck aufkommen konnte, ich würde das neue Lektürekonzepth grundsätzlich ablehnen – das Gegenteil ist der Fall! Leider habe ich es verabsäumt, auch schriftlich **ein klares JA** zum Lehrplan zu formulieren. Dass wohl alle Tiroler Kolleginnen und Kollegen aus vielen mündlichen Äußerungen meine positive Grundhaltung kennen, soll da keine Entschuldigung sein.

Zur Vorbereitung der neuen Lektüreform: Der Paradigmenwechsel kam für mich natürlich nicht „überraschend“, und ich würde es sehr bedauern, wenn mein Artikel den Eindruck erwecken würde,

der Lehrplan sei überfallsartig über die Kollegenschaft „hereingebrochen“. Ich selbst war ja im Dezember 2001 in Wien und im Oktober 2002 in Graz anwesend und bin auch im Februar 2003 abends mit den Lehrplanautorinnen und –autoren zusammengetroffen. Außerdem habe ich eine Stellungnahme zum Lehrplan verfasst, die teilweise sogar berücksichtigt wurde – dass dies nicht bei allen Punkten möglich war, ist selbstverständlich zu akzeptieren.

Natürlich hätte ich die Einbindung der AG-Leiterinnen und –Leiter sowie der gesamten Kollegenschaft erwähnen können; ich hatte aber nicht die Absicht, als Chronist alle Details der Lehrplanentstehung *in extenso* zu schildern. Trotzdem wäre es wohl angebracht gewesen, den fundamentalen Unterschied zur Erstellung des Unterstufenlehrplans, nämlich die Möglichkeit, sich jederzeit in den Entstehungsprozess einzuklinken, lobend hervorzuheben.

Die **Abkehr vom traditionellen Autorenprinzip** wird von mir nicht nostalgisch betrauert, sondern wertfrei als Tatsache konstatiert. Die Vorgabe des Ministeriums, in den Fachlehrplänen keinen einzigen Namen oder Werktitel anführen zu dürfen, halte ich spätestens seit der Debatte über verpflichtende Bildungsstandards für antiquiert; die neuen Tendenzen in der europäischen Bildungspolitik werden vermutlich bald zu einem Kurswechsel führen. Dass ministerielle Vorgaben natürlich nicht den Lehrplanautorinnen und –autoren angelastet werden können, liegt auf der Hand. Da mir die betreffende Vorgabe bekannt war, lag es mir völlig fern, einen Vorwurf an die falsche Adresse auszusprechen.

Zu meiner angeblichen Vorliebe für die **Klassiker**: Trotz der Einfügung der „Austria Romana“ und des „Römischen Rechts“ beruhte der 1989–1992 in Kraft getretene Lehrplan ganz auf dem klassizistischen Kanon des Neuhumanismus. Diesem möchte ich keinesfalls das Wort reden; die Öffnung des Lektürekansons findet meine ungeteilte Zustimmung. Mit dem Einbeziehen von mittel- und neulateinischen Texten habe ich seit vielen Jahren gute Erfahrungen gemacht. Trotzdem sollte man nicht ins andere Extrem verfallen und aus Freude über das Wegfallen aller Begrenzungen auf jegliche Schwerpunktsetzung innerhalb der Module verzichten (dies war als Rat für jüngere Kolleginnen und Kollegen gedacht, nicht als Kritik am Lehrplanteam!).

Unbestritten ist auch, dass der neue Lehrplan in inhaltlicher und zeitlicher Hinsicht weit mehr **Freiheiten** zulässt als der alte; dies wird von mir auch als das „größte Plus“ (S. 3) gewürdigt. Meine Befürchtung, diese Freiheit könnte in der Praxis nicht entsprechend genutzt werden, gründet nicht auf dem hervorragenden Lehrplanteil, sondern auf dem „heimlichen Lehrplan“, d.h. den jetzt sukzessive erscheinenden **Schulbüchern**. Obwohl ich in der Schulbuch-Frage durchaus befangen bin, möchte ich doch ein konkretes Beispiel anführen: Die Module „Eros und Amor“ bzw. „Liebe, Lust und Leidenschaft“ haben gewiss die Chance, zu Highlights des Lektüreunterrichts zu avancieren. Viele Kolleginnen und Kollegen hätten sich wohl erwartet, in der Textausgabe „Ewige Liebe“ Catull angemessen berücksichtigt zu finden. Aber leider: Nur zwei seiner Gedichte wurden aufgenommen (insgesamt 15 Verse)! Angesichts dieser schmalen Textbasis halte ich es für unmöglich, Schülerinnen und Schülern auch nur eine annähernde Vorstellung von Catulls Liebesgedichten zu vermitteln. Natürlich kann man sich mit Kopien weiterer Gedichte behelfen; wir alle wissen aber, dass das Schulbuch für Schülerinnen und Schüler „kanonischen“ Charakter hat und zusätzliche Zettel nie in gleichem Maße ernst genommen werden. Dass kein einziges Catull-Gedicht enthalten ist, das die für das Modul m.E. unverzichtbare Antithese *amare – diligere* thematisiert, finde ich doch bedauerlich.

Zu den **„großen Persönlichkeiten** der Weltliteratur“: Die zitierte Schulausgabe führt als Beleg für die Darstellung berühmter Liebespaare in der Antike 25 Verse aus dem 4. Buch der „Aeneis“ an; damit sind „Dido und Aeneas“ erledigt. Zur „Aeneis“ selbst findet sich ein einziger Satz auf S. 70. Natürlich kann die Lehrperson dieses „kleine Häppchen“ mit üppigen literaturgeschichtlichen und sonstigen Beilagen garnieren; mich vermag diese Vorgangsweise jedoch nicht zu überzeugen. Ovids „Metamorphosen“ war mehr Glück beschieden; trotzdem bin ich nicht begeistert, wenn „Orpheus und Eurydike“ 13 ½ Verse und „Pyramus und Thisbe“ ganze 15 Verse zugestanden bekommen. Um erneut auf Catull einzugehen: Seine Bahn brechende Bedeutung für die spätere (nicht nur römische!) Dichtung wird in der „Ewigen Liebe“ kaum deutlich gemacht. Der *Orbis-Latinus*-Band „Catull und spätere Lyrik“ hat wohl mit langen literaturgeschichtlichen Ausführungen zu den griechischen Vorbildern und den römischen Neoterikern des Guten zuviel getan; nun sind wir mit dem entgegengesetzten, minimalistischen Extrem konfrontiert. Es ist gewiss erfreulich, dass der Erziehungswissenschaftler Walter Berger mit sieben Distichen prominent vertreten ist – wenn jedoch der Lehrer nicht relativierend eingreift, bekommt der unbefangene Leser (d.h. Schüler) den Eindruck,

der vor 13 Jahren verstorbene Wiener Gelegenheitsdichter komme hinsichtlich seiner literarischen Bedeutung einem Catull gleich.

Um nicht ein weiteres Missverständnis aufkommen zu lassen: Es liegt mir völlig fern, gegen ein bestimmtes Schulbuch und dessen Autorinnen zu polemisieren! Am eigenen Leib habe ich spüren müssen, wie schwierig es die modulare Konzeption einem Lehrbuchautor macht, innerhalb eines weit gesteckten Themas bestimmte Schwerpunkte zu setzen, literarhistorische Kontexte aufzuzeigen und sinnvolle Querverbindungen herzustellen. Dem Dilemma, dem (von mir vollinhaltlich geteilten) Grundsatz der **Mischung und Streuung der Texte** gerecht zu werden und andererseits ein schlankes Buch zu produzieren, das sich auf dem Schulbuchmarkt durch einen niedrigen Preis kommerziell behauptet, kann sich wohl keine Autorin oder keine Autor einer modularen Textausgabe zur eigenen Zufriedenheit entziehen. Dazu kommt ein unleugbares Faktum: Wir alle sind durch Studium und unsere bisherige berufliche Praxis so sozialisiert, dass wir stärker in den Kategorien „Autoren“, „Epochen“ und „Gattungen“ als in thematischen Zusammenhängen denken. Daraus leitet sich meine (hoffentlich unbegründete) Befürchtung ab, es könne beim Paradigmenwechsel zur thematischen Lektüre zu Reibungsverlusten kommen. Hier braucht es sicherlich noch einige Gewöhnung, Geduld, Mut und nicht zuletzt gute Fortbildungsveranstaltungen, welche die Umsetzung des in der Theorie bestechenden Konzeptes in die harte Alltagspraxis zu unterstützen. Wie andere Landes-AG-Leiterinnen und –Leiter bemühe ich mich auch in Tirol redlich um derartige Hilfestellungen.

Zum **„willkürlichen Raster der Module“**: Damit wollte ich keinesfalls sagen, dass die Module von den Lehrplanautorinnen und –autoren unglücklich definiert und konzipiert worden seien! Vielmehr wollte ich auf die kaum zu leugnende Tatsache hinweisen, dass „große Texte“, gleichgültig, ob sie nun aus der Antike, dem Mittelalter oder der Neuzeit stammen, vom Autor sicher nicht im Hinblick darauf geschrieben wurden, sich in thematische Rubriken bestimmter Lehrplanmodule einfügen zu lassen. Dies geht manchmal nur, indem man den einen oder anderen Text etwas „zurechtbiegt“. Notgedrungen werden manche Aspekte literarischer Werke „durch den Rost“ fallen, weil sie sich nicht unter bestimmte Modulhalte subsumieren lassen. Daran ändert auch die freie Wählbarkeit der Reihenfolge der Module wenig.

Natürlich steht nicht im Lehrplankommentar zu lesen, man solle „möglichst schnell von einem Text zum anderen springen“. Dass der neue Latein-Lehrplan einer „Zapper-Mentalität“ Vorschub leistet, wäre wirklich eine böswillige Unterstellung. Die „coolen Kids“ von heute bringen mehrheitlich diese Mentalität mit; nichts anderes als diese Erfahrungstatsache wollte ich festhalten. Es gibt nun zwei fachpolitische Strategien, auf dieses Faktum zu reagieren: Man kann sich dem Zeitgeist anpassen oder man kann den Versuch wagen, dieser kaum wünschenswerten Entwicklung gegenzusteuern. Vermutlich wird man nicht umhin kommen, in einer Art „Spagat“ – je nach Situation – beide Strategien zu verfolgen. Es würde mich nur schmerzen, wenn wir – gestärkt durch PISA II – die Gelegenheit versäumten, den Lateinunterricht durch das Fachspezifikum der Schulung des **„verstehenden Lesens“** zu legitimieren, und dafür einseitig auf die Attraktivität der (zugegebenermaßen gelungen formulierten) „bunten“ Lehrplanthemen (mit zusätzlicher „bunter“ Binnengliederung) setzten. Hier könnte uns langfristig das Schicksal drohen, nach angelsächsischem Classics-Muster unsere Module bald nur mehr in Übersetzung behandeln zu dürfen. Auch wenn die attraktive „Verpackung“ und das Zitat „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“ heute mehr Bedeutung haben denn je, sollte man doch das Korrektiv der plinianischen Devise *multum, non multa* bedenken. Noch einmal: Derartige Gedanken sind nicht an die Lehrplanautorinnen und –autoren adressiert, die wohl alle diese Ansichten teilen, sondern an jüngere Kolleginnen und Kollegen, die Latein primär als Kulturfach sehen und seine Stellung als Sprachfach geringer schätzen. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass unsere Erfolgchancen darin liegen, immer wieder auf die unauflösbare Verschränkung beider Aspekte im LU hinzuweisen und dies auch *in praxi* vorzuführen.

Zum **„Einlesen“** in bestimmte Autoren: Natürlich hoffen wir alle auf Transfereffekte, die es unseren Schülerinnen und Schülern erlauben, die bei einem bestimmten Autor erworbenen Übersetzungsfähigkeiten auf einen anderen Autor zu übertragen. Wenn jedoch zwischen beiden Schriftstellern kaum sprachlich-stilistische Ähnlichkeiten, sondern lediglich ein „thematischer Anschluss“ vorliegt, wird sich dieser Effekt in nur sehr beschränktem Maße einstellen. Ein Dichter wird nun einmal das gleiche Thema mit völlig anderen sprachlichen Mitteln gestalten als ein Prosaiker. Zum unterschiedlichen Gattungsstil kommen besonders bei antiken Autoren nicht zu unterschätzende Unterschiede im Individualstil. Drittens erfordert auch der Epochenstil, also z.B. das

Mittellatein, längere Eingewöhnung. In dieser Frage lasse ich mich freilich von einem habilitierten Mediävisten eines Besseren belehren. Meine Erfahrung, dass gar manche mittel- und neulateinische Texte den Schülerinnen und Schülern, aber auch vielen Kolleginnen und Kollegen größere textpragmatische Schwierigkeiten bereiten, wird mich wohl nicht allzu sehr trügen.

Umgekehrt pflichte ich deinem Argument bei, dass die Lektüre von Caesars Schlachten dem Verständnis seiner ethnographischen Partien nicht vorarbeitet. Ich wehre mich nur gegen das „Entweder-Oder“. Der Idealfall wird wohl darin bestehen, bei Schularbeiten beide Aspekte (bekannter oder sehr ähnlicher Autor **und** gleiches Thema) miteinander zu verknüpfen.

Generell zur „**Einstimmung**“ in Richtung Schularbeit: Es ist sicher der falsche Ansatz, den Fachunterricht einseitig auf Leistungsfeststellungen hin zu trimmen. Diese müssen sich vielmehr organisch aus dem Unterricht ergeben. Gerade weil das Prinzip „*Learning for the test*“ auf dem Vormarsch zu sein scheint, sollte man diese ungesunde und letztlich bildungsfeindliche Entwicklung nicht zusätzlich noch verstärken. Umgekehrt weiß ich aus Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen, dass nicht wenige im Verhältnis „thematische Lektüre – Schularbeiten“ durchaus ein Problem sehen. Weil mein Artikel von der Schularbeitenerstellung und –korrektur ausgegangen ist, wollte ich diesen (auch in meinen Augen überschätzten) Punkt wenigstens am Rande streifen.

Missverstanden fühle ich mich vor allem in jener Passage deiner Replik, die mir eine „negative Einstellung zur **Rezeption und Rezeptionsgeschichte**“ zuschreibt. Meine Kritik, die ich schon im Jänner 2003 formuliert habe und nach wie vor aufrecht erhalte, richtet sich ausschließlich gegen die aus Sicht der Lehrplansystematik problematische Doppelung, für **jedes** Modul „Beispiele aus der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte“ vorzusehen und (in der Langform) **zusätzlich** ein **eigenes** Modul zu kreieren, das sich exklusiv der „Rezeption in Sprache und Literatur“ widmet. Natürlich hätte ich differenzieren müssen: Was die „Rezeption in Sprache“ betrifft, wäre es ein Skandalon, wenn unsere Schülerinnen und Schüler den Eindruck bekämen, mit dem lebendigen Latein sei es bald nach 100 n.Chr. zu Ende gegangen. Zum Weiterleben in den romanischen Sprachen fehlt es erfreulicherweise nicht an geeigneten Hilfsmitteln, die wir vor allem dem unermüdlichen Werner Nagel verdanken und die unbedingt einen separaten Platz im Lehrplan verdienen. Bei der „Rezeption in der Literatur“ stellt sich hingegen in der Langform das Problem in voller Schärfe: Sollte man z.B. einen wirkungsmächtigen Mythos wie „Orpheus und Eurydike“, der im Modul „Gestalten und Persönlichkeiten aus Mythologie und Geschichte“ ebenso Platz finden kann wie im Modul „Eros und Liebe“ und im Modul „Der Mythos **und seine Wirkung**“ besonders gut aufgehoben ist, wirklich ein weiteres Mal in einem Rezeptions-Modul behandeln? Das Fortwirken von „Gattungen und Motiven der lateinischen Literatur“ könnte mindestens genauso gut *suo loco* im Rahmen des entsprechenden thematischen Moduls organisch zur Geltung kommen.

Meine Formulierung vom Misstrauen gegenüber der „normativen Kraft der didaktischen Grundsätze“ war wirklich etwas spöttisch gemeint; dieser leise Spott dürfte aber nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, wenn man die oft mangelnde Umsetzung von Unterrichtsprinzipien im österreichischen Schulalltag kennt. Das Bestreben, der Rezeptionsgeschichte einen selbstständigen Platz im Lehrplan einzuräumen, um auf ihre fundamentale Bedeutung für einen modernen LU nachdrücklich hinzuweisen, findet vom Ansatz her meine ungeteilte Billigung. Ich möchte aber nicht davon abrücken, dass dieses wichtige Anliegen durch einen „Systembruch“ erkaufte wurde.

Deine Einschätzung, die Horaz-Ausgabe in der *Orbis-Latinus*-Reihe stehe in ihrer mangelnden Berücksichtigung der Rezeption nicht mehr auf der Höhe der Zeit, ist sicher richtig: Bloße Aufzählung von Namen vermag heutige Schülerinnen und Schüler nicht mehr zu überzeugen; wer von ihnen kann noch mit den Anakreontikern Hagedorn, Gleim, Uz und Ramler etwas anfangen? Gerade die Horazlektüre, falls sie überhaupt noch praktiziert wurde, bot aber bisher vielfältige Möglichkeiten, über die politische Lyrik eines Johannes R. Becher (S. 60f.) und Bert Brecht (S. 65; unglücklich als „Anhang“ bezeichnet) hinaus zu den meist wenigen ausgewählten Gedichten Rezeptionsbeispiele anzuführen, und sei es nur die bekannte Szene aus dem Film „Der Club der toten Dichter“ zu c. 1,11,8. Wenn die neue Schulbuch-Generation Horaz überhaupt noch berücksichtigt (die „Ewige Liebe“ glaubt auf seinen Beitrag zu diesem Thema verzichten zu können) und obendrein das Weiterleben überzeugend dokumentiert, wird einer angemessenen Berücksichtigung der Horaz-Rezeption nichts im Wege stehen.

Deine Feststellung, ich würde bei meinen Analysen nur die Langform im Blick haben, trifft voll und ganz zu. Manches, was ich mir an „Nachteilen“ beim sechsjährigen Latein erwarte, wird sich in der

Kurzform als Vorteil herausstellen. So wage ich etwa die Prognose, dass sich durch den neuen Lehrplan (im Schnitt) im Langlatein der Anteil an Dichtung verringern, im Kurzlatein hingegen erhöhen wird. Manche Kolleginnen und Kollegen, die bisher im vierjährigen Latein ihren Schülerinnen und Schülern keine Poesie „zumuten“ wollten, werden jetzt weit eher bereit sein, im Rahmen der thematischen Lektüre diese Hürde zu nehmen. Es war ein löbliches Anliegen der Lehrplangruppe, der Kurzform ein eigenständiges Profil zu geben und den fatalen Eindruck zu vermeiden, es handle sich dabei nur um eine „Kümmerform“ des sechsjährigen Latein. Manchmal frage ich mich jedoch, ob das Pendel jetzt nicht zu stark in die andere Richtung ausschlägt. Indirekt bestätigst du selbst diesen Eindruck, wenn du schreibst, das Modul „**Mythos und Rezeption**“ ziele augenscheinlich „**in der Kurzform** auf Ovid“. Worauf zielt der literarische Teil des Rezeptions-Moduls in der Langform?

Zur bisherigen „**Alibifunktion der Interpretationsfragen**“: Wie in meinem Artikel angedeutet, halte ich diese (generell formulierte) Aussage Wilma Widhalm nur teilweise für berechtigt; dass ich sie „massiv in Frage“ stelle, stimmt in dieser Form nicht: Aus eigener Praxis und der Praxis vieler Kolleginnen und Kollegen könnte ich genügend Beispiele anführen, dass schon bisher Fragen nicht „alibiartig“ gestellt und von begabten Schülern nicht selten ansprechend und eingehend beantwortet wurden, und zwar – wenig überraschend – besonders bei mehrstündigen Schularbeiten. Dass es auch Gegenbeispiele gibt, ist mir ebenso bewusst; auf die bisherige Überforderung „sprachlich weniger begabter Schüler“ (S. 5) weise ich explizit hin. Bei unvoreingenommener Lektüre der betreffenden Passage („faire Chance für alle“ etc.) müsste doch zu entnehmen sein, dass ich die neue Gewichtung 2/3 Text : 1/3 Interpretation befürworte. Was mich bei gegenwärtigen Schuldiskussionen und sonstigen politischen Debatten immer mehr ärgert, ist die Vorgangsweise, bisherige Usancen undifferenziert schlecht zu reden, um nötige Reformen besser verkaufen zu können. Dieser Trick mag bei getarnten Verschlechterungen zum Zwecke der Manipulation notwendig sein; da ich den neuen Lehrplan und den dazu gehörigen Kommentar jedoch für qualitativ hochwertige Produkte halte, sehe ich keinen Anlass, das alte System in den schwärzesten Farben zu schildern und dem neuen ausschließlich Vorteile zuzuschreiben.

Zu den „**sehr genau** umrissenen Aufgabenstellungen zum durchgenommenen Stoff“: Es ist gut möglich, dass ich hier Wilma Widhalm unabsichtlich missverstanden habe. Ich wollte nur vor einer möglichen Auslegung dieser Formulierung warnen, vorwiegend einfache Fragen (nach Art von simplen „Realienüberprüfungen“) zu stellen. Bei der Festlegung der Beurteilungsstufen nach § 14 LBVO kommt der „Eigenständigkeit“ bzw. der „Fähigkeit zur (selbstständigen) Anwendung“ des Wissens und Könnens auf „neuartige Aufgaben“ eine wichtige Rolle zu. Nicht nur bei der Beurteilung der Übersetzung, sondern auch bei der Bewertung der Interpretation sollte m.E. dieses Kriterium zum Tragen kommen. Ich würde es sehr bedauern, wenn durch zu eng gestellte Fragen der kreative Spielraum bei der Beantwortung fast zur Gänze verloren ginge. Damit sei nicht die Notwendigkeit bestritten, den Schülerinnen und Schülern im Vorfeld der Schularbeit klare Hinweise auf zielführende Vorbereitung zu geben.

Abschließend freue ich mich natürlich, dass die Lehrplanautorinnen und -autoren meine eher zufällig entstandenen Zeilen so ernst genommen haben. Mögliche Missverständnisse schreibe ich, es sei nochmals betont, hauptsächlich mir selbst zu. Vielleicht ist es mir aber mit der vorliegenden Darlegung gelungen, meine Position zu präzisieren und manche Unschärfen zu beseitigen. Wenn ich durch meinen Artikel Kolleginnen und Kollegen bei der Umsetzung der neuen Bestimmungen entmutigt hätte, wäre ich der erste, der dies bedauern würde.

Etwas möchte ich noch anfügen: Es hat mir gut getan, aus deinem berufenen Mund ein Lob für meine Aktivitäten zu vernehmen. Dabei beziehe ich mich nicht nur auf die Eingangssätze deiner Replik, sondern vor allem auf deine Gedanken im (Nicht-)Abschiedsbeitrag *Caelum, non animum mutat, qui trans montem currit* im Circulare 4/2004, S.23. Gerade deine ausführliche und ausgewogene Replik zeigt am besten, lieber Fritz, dass sich dein *animus* trotz deines Karrieresprungs, zu dem ich nachträglich herzlich gratuliere, nicht geändert hat.

Cogito, ergo dissentio. Kritisches zur Situation des LU

Walter Mader

Die jüngsten Entwicklungen (seit dem Schuljahr 2004/5) betreffend den AU am österreichischen Gymnasium verlangen mehr denn je nach kritischer Betrachtung, v.a. aber nach Stellungnahme und – im Idealfall – nach Korrektur(en) und Emendation.

Unmittelbarer Anlass zu meiner Wortmeldung ist der vierseitige Artikel von F. Lošek im CIRCULARE 1, 2005, 2-5 bzw. dessen Replik (www.latein-forum.tsn.at) auf H. Niedermayrs im LATEIN FORUM 54, 2004, 1-9, erschienenen einschlägigen Beitrag – auch auf die Gefahr, mit dem (quasi) Totschlagargument des „unterschiedlichen“ Informationsstandes abgeurteilt bzw. „der ungenauen Lektüre des Lehrplans“ (Lošek, CIRCULARE 2 bzw. 4) verdächtigt zu werden. Ich sitze freilich in keiner ministeriellen Kommission, selbst aus der „Sodalitas“ bin ich (als *sodalis* der ersten – Kremser – Stunde!) ausgetreten. Ich bin einzig und allein leidenschaftlicher Lateinlehrer!

Als solcher befasse ich mich, wie wohl die meisten unterrichtenden Kollegen¹, mit Lehrplanfragen schon seit langem, womöglich gar länger als manche der LP-Autoren bzw. -Kommentatoren (z.B. durch Konzipierung einer speziell auf bilinguale Klassen abgestimmten, jedoch auf dem alten LP basierenden Vorlage zum LU in der Oberstufe – am AGI in Verwendung seit Schulj. 2000/2001; cf. auch Cescutti / Goldstern / Mader, Utopia ...? Überlegungen zum Latein-Lehrplan der Oberstufe², worin manche der „neuen“ LP-Ideen vorweg genommen sind). Geht es dabei doch um den vielleicht **wichtigsten** (weil Existenz des LU bestimmenden) *nervus (rerum)*!

Keine Frage: Der **Oberstufen-LP** war schon lange überfällig, und er bringt erfreuliche Neuerungen, um den LU zeitgerecht(er) zu gestalten. Das sei unbestritten. Aber hat man das Kind nicht – wieder einmal – vielleicht doch mit dem Bade ausgeschüttet?

Das thematisch ausgerichtete, jedenfalls top-modische Modulprinzip bietet einen spannenden Ansatz und ist prinzipiell natürlich zu begrüßen, aber, wie so oft im Bereich der Didaktik und Methodik, eben nicht für jeden bzw. von jedem! Wem das autorzentrierte Prinzip besser zu seinem pädagogischen Naturell passt, wird damit auch besseren Unterricht generieren, als wenn er vom LP etwa thematisch gegängelt und so nur „zwangsbeglückt“ wird, weil er sich in dem „wesensfremden“ Instrumentarium nicht wohl fühlt. (Das mag damit zusammenhängen, dass ein hoher Prozentsatz dessen, was perfekte Lehrende genau dazu: perfekt macht, nicht wirklich erlernbar ist, sondern wesensmäßig angelegt sein muss; eine solide Ausbildung und Fortbildung in Sachen Didaktik wird deshalb trotzdem nicht überflüssig!) Warum lässt man Lehrenden, die den alten LP bestens umsetzen, nicht wenigstens die Möglichkeit, ihren Unterricht in jener („alten“) Art fortzusetzen, und gesteht denen, die dem Neuen mehr abgewinnen können, diese Alternative zu: Nicht völlige Aufgabe des Alten wäre also angezeigt gewesen, sondern gedeihliche „Koexistenz“ mit dem Neu(er)en, nicht ein Entweder-Oder, sondern besser ein Sowohl-Als-auch! Der AU ist so sensibel, dass von jedem vermeidbaren Oktroyieren Abstand genommen werden sollte.

Warum muss ein LP rigide sein? Lehren ist doch eine Kunst (zumindest für die, welche es als solche betreiben)? Und verlangt Kunst nicht nach Freiheit, um wirklich τέχνη, *ars* zu sein? Freiheit? – Ja, natürlich in Maßen! „Keine (Autoren-)Namen und (Werk-)Titel zu nennen war eine allgemeingültige Vorgabe des Ministeriums für die Lehrplangruppen **aller** Fächer“, rechtfertigt sich Lošek in seiner Replik. Und wenn schon! Wer im Ministerium kann sich erdreisten, in (AU-spezifischen) fachdidaktischen Belangen wirklich mitreden zu *können*? Dass es getan wird, steht offensichtlich außer Zweifel. Warum aber war die LP-Kommission nicht couragiert genug, ihr einfaches Nein zu deponieren? Oder erscheint/erschien es gar jemandem als Sakrileg, klassische Autoren oder Werke explizit anzuführen? Sollen wir Altphilologen uns eines „Vergil“ oder der (ovidischen)

¹ Es wird davon ausgegangen, dass sich jede Leserin bzw. jeder Leser dessen bewusst ist, dass bei allen Bezeichnungen für männliche Wesen, die durch das Suffix –in(nen) „effeminierbar“ sind, automatisch das **feminine Pendant** inkludiert ist; aus Gründen der Rationalität und gleichsam einer „economic correctness“ zuliebe (alias Sparsamkeit, etwa zur Reduktion von Druckkosten) wird allerdings auf explizite Nennung prinzipiell verzichtet!

² lanus 19, 1998, 46-52, zuerst veröffentlicht in: Latein Forum 30, 1996, 50-58.

„Metamorphosen“ schämen? Diesen Vorwurf kann man dem LP-Team nicht ersparen, dessen Haltung einmal mehr jenem österreichischen (?) Spezifikum entspricht, das E. Ringel in „Die österreichische Seele“ als vorauseilenden Gehorsam moniert. Dazu passt auch Lošeks (CIRCULARE 2) fast drolliger Zusatz: „Latein und Griechisch waren, und das wurde mit Anerkennung festgestellt, die ersten Fächer, die den Kommentar fertig stellten.“ – Gratulation!

Der neue LP gibt mehr Freiheiten: Das mag schon stimmen! Trotzdem:

Alle Module „wollen“ erfüllt werden, wobei die Reihenfolge innerhalb zweier jeweils gekoppelter Jahre frei wählbar ist, selbst wenn sich die LP-Autoren etwas dabei gedacht haben (also doch nicht ganz so frei ...?).

Das (Langform-)Einstiegsmodul „Gestalten und Persönlichkeiten aus Mythologie und Geschichte“ **muss** als erstes behandelt werden, und mindestens ein Modul pro „Doppelpack“ **muss** als Projekt (viele Schüler können das Wort schon nicht mehr hören!) gestaltet sein.

Ebenso **ist** eine breite Streuung der Texte **anzustreben**, wobei es schon vorkommen kann, dass sich zu einem Thema ein Text aus einer bestimmten Epoche nur schwer finden lässt: „Dies sollte aber nicht zum Regelfall werden!“ (Lošek, CIRCULARE 4).

Hoffentlich werden wir so viele Freiheiten überhaupt aushalten!

Dass (im Gegensatz zum alten LP) nirgends eine zeitliche Obergrenze für die Behandlung eines Moduls festgelegt wurde, erleichtert unser didaktisches Wirken entscheidend. Wie sieht es aber mit einer Untergrenze aus, mit der ein Modul als absolviert gelten kann? Wie verbindlich sind die im Kommentar genannten 12 bis 15 Stunden? Genau daraus könnte für manchen Lehrenden ein Stressmoment erwachsen, da er ja – etwa nach längerem Verweilen bei einem Thema – bar jeder für mikroskopisches Lesen voraussetzenden Muße, auch noch die anderen „Pflichtmodule“ erledigen **muss**, so dass er dann tatsächlich „möglichst rasch“ von einem Text zum anderen springt, wie Niedermayr als Insider den häufigen (Ab-)Usus (unter Schülern/Lehrern?) kritisiert. Bei drei bis vier Modulen pro Schuljahr wäre das nur verständlich (wenn auch nicht begrüßenswert). Wer den Unterrichtsalltag kennt, weiß natürlich, dass unter solchen Bedingungen der Schritt zur „Pröbchenlektüre“ förmlich vorgegeben ist; eine Durchsicht der neu bei öbv&hpt bzw. Braumüller erscheinenden/erschienenen Unterrichtsmittel verstärkt diese Befürchtung nur noch mehr.

Stichwort **Lehrbücher**: „Das Lehrbuch darf nicht der geheime Lehrplan sein!“ (Lošek, CIRCULARE 3) – Stimmt! Dürfte nicht, ist es aber, wie Kenner des Metiers wissen – und nicht ganz zu Unrecht! Immerhin sind neue Lehrbücher

LP-konform,
(meist) teuer,

suggerieren durch ihre *novitas* den immanent geforderten Qualitätsprogress!

So ist es nur legitim, von diesem Lern- und Lehrmedium weitest gehende Unterstützung zu erwarten, um einen hochwertigen LU zu gestalten und gleichzeitig getrost den – neuen – LP zu erfüllen. Förmlich als Garantie dafür mag gerade die Tatsache gewertet werden, dass Namen von Mitgliedern des LP- bzw. LP-Kommentar-Teams auch in der Autorenliste besagter neuer Lehrbücher aufscheinen – aller ungünstigen Optik (Personalunion von LP- **und** Schulbuchautor) zum Trotz!

An der **Kopie**, dem Lieblings-Printmedium der Schule von heute, führt, zur besonderen Freude aller Schulbuchverlage, versteht sich, kaum ein Weg vorbei (es sei denn via Laptop entsprechend jener unterrichtsministeriellen Vision vom eigenen Notebook für jeden Lernenden); daran müssen wir uns gewöhnen, wenn wir es nicht ohnehin schon längst getan haben (im Zeitalter des Schnellhefters). So lassen sich also schier unbegrenzte Textressourcen erschließen. Und die Schulbuchreferenten können sich auch freuen: Kann doch das Schulbuchbudget, das angesichts der steigenden Kosten – nicht zuletzt auch für die (neuen) lateinischen Unterrichtsmittel! – Jahr für Jahr gesprengt würde, wohl nur mehr auf solche Weise, d.h. durch Verzicht auf ein spezielles Lehrbuch und ein Arbeiten mittels Kopien/Zetteln u.ä., in vertretbarem Rahmen gehalten werden. Für seine mutige Ermunterung, sich von den einschlägigen Lehrwerken (oder Verlagen?) gleichsam zu „emanzipieren“ und selbstständige (Text-)Pfade zu beschreiten, hat Lošek jedenfalls unsere volle Anerkennung! In Folge könnte sich die Flut an Elementar- oder Lektürebuch-Neuerscheinungen, wie wir sie in Österreich nun schon seit Jahren und in kurzen (etwa Fünfjahres-)Abständen beobachten, von selbst regeln.

Wie sich das LP-Team bzw. die Verfasser der „modularen“ Lektürebücher die **Bewältigung** von Texten / Autoren (ich vermeide liniengetreu jeden Namen!) gedacht haben, die gemäß ihrem Schwie-

rigkeitsgrad das Prädikat „anspruchsvoll“, „nur für Geübte“ oder „schwierig“ verdienen, ist mir ein methodisches Rätsel – zumindest bislang! Wie, bitte, sollen wir unseren Schülern nach den schmerzvollen Amputationen von Lateinstunden – ich denke, selbst unmittelbar betroffen, v.a. an die Unterstufe – bei derart reduziertem Elementarunterricht jene Lektürefähigkeit vermitteln, so dass die frisch aufgetischten Textproben bzw. –pröbchen überhaupt geschluckt geschweige denn verdaut werden können, d.h. Texte, die bisher oft erst oberste Klassen (und vielleicht nicht einmal diese) bewältigten. Auch der Blick in die jüngsten Unterrichtshilfen vermag meine pädagogischen Versagensängste nicht gerade zu zerstreuen. Daher wieder an die Adresse der Macher: Wenn schon Utopisches verordnet wird, muss wenigstens für genügend didaktischen Spielraum (s.o.!) alias „Freiheiten“, und zwar solchen, die tatsächliche Erleichterungen bringen, gesorgt sein.

Oder könnte es sein, dass, von wem auch immer, ein Scheitern unseres AU über kurz oder lang, mehr oder weniger heimtückisch, regelrecht **geplant** ist? ‚Was brauchen wir denn‘, könnte es dann öffentlich mit gutem Grund heißen, ‚ein Schulfach, das nicht einmal seinem LP nachkommt?!‘ ‚Kann sich ein Staat/eine Gesellschaft dies ... heute ... noch leisten?‘ oder so ähnlich: Man kennt ja die Palette der Fragen und Vorwürfe!

Verschwörungstheorie hin oder her: Dass durch den neuen LP die **Kurzform** des LU favorisiert erscheint, ist offensichtlich. Freilich, es muss der „Situation in der immer häufiger werdenden Kurzform“ (Lošek, Replik) Rechnung getragen werden, aber um welchen Preis? Mich beschleicht das (hoffentlich irrierte) Gefühl, dass damit der Tod des Langlateins (antizipatorisch) angekündigt und letztlich hingenommen ist. Man denkt unweigerlich an Rückzug, Kapitulation, Schadensbegrenzung: Immerhin bleibt ja noch (wie lange?) die Kurzform³, seien wir doch zufrieden, *sodales!*

Alle Erklärungsbemühungen Lošeks, warum „den 13 thematischen Modulen ein nicht auf derselben Ebene liegendes Modul“ hinzugefügt wurde, vermögen Niedermayrs berechtigtes Verdikt eines **Sy-stembruchs** nicht zu entkräften. Und wenn schon: Rezeption / Rezeptionsgeschichte ist in der Tat so bedeutsam, dass ein Verstoß gegen die Logik, noch dazu beim Abschlussmodul (wie war das mit der frei wählbaren Modulabfolge?), bestimmt verschmerzt werden kann. Zu bezweifeln wage ich allerdings Lošeks Auffassung, es handle sich dabei um den „vielleicht wichtigsten Aspekt des Unterrichts in den klassischen Sprachen“. Über die „Wichtigkeit“ der Rezeption an sich brauchen Philologen nicht zu reden. Wichtiger aber als die im AU behandelte Rezeption(sgeschichte) von Literatur ist doch wohl ein v.a. ethischer Faktor, der aus der Arbeit an Texten erwächst: die persönliche Auseinandersetzung jedes Schülers mit dem Text - bei dessen Erarbeitung und Übertragung (in die Zielsprache) - **und** die Internalisierung dabei gewonnener Erkenntnisse und Gefühle als entscheidender Beitrag zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung!

Wegen seiner grundlegenden Bedeutung im Leben der Lehrenden wie der Lernenden soll das heikle Thema **Leistungsbeurteilung** nicht übergangen werden, wenngleich die Komplexität des Bereiches nur Anmerkungen erlaubt und Vollständigkeit nicht einmal annähernd erreichbar ist.

In diesem Punkt erweist sich der LP-Kommentar m.E. als besonders hilfreich. Neben der Forderung nach (eigentlich selbstverständlicher) Transparenz in der Notengebung und der Gleichbehandlung von Schularbeiten- und Mitarbeitsnoten im Rahmen der Gesamtbenotung (Verhältnis 50:50) werden klare Richtlinien für die Gestaltung von Schularbeiten festgeschrieben: Hervorgehoben sei die Verringerung des Schularbeitenumfanges durch Reduktion der Anzahl zu übersetzender lateinischer Wörter (der Kommentar spricht *mirabile dictu* von „Worten“!) und in logischer Konsequenz die Aufwertung der Interpretationsaufgaben, die fortan zu einem Drittel in die Schularbeitsnote einfließen sollten.

In puncto **Korrekturmodell** dagegen hätte man sich weniger orakelhaft ausdrücken können (wobei sich die Autoren natürlich hier wie überall „was gedacht“ [Lošek, CIRCULARE 3] haben mögen): Die Modelle, „die an der Leistung des Schülers / der Schülerin positiv ansetzen“, sollten „als motivationssteigernd“ den platten Fehlerzählmodellen vorgezogen werden. Sicherlich der richtige Standpunkt! Natürlich ist ein positives Ansetzen gegenüber „bösem“ Fehlerzählen immer zu präferieren. Aber kann nicht, bei allen Vorbehalten, selbst das Negativmodell die Motivation steigern? (So hat, etwa im Bereich des Sports, auch das - potenzielle oder schon erfolgte - negative Erlebnis motivierende Kraft, um noch mehr Leistung zu evozieren.) Warum sagt man nicht einfach

³ Auch der druckfrische, erfreuliche Erfrischung bringende Lehrgang von Kautzky/Hisser, *Medias in res*, ist zunächst einmal in Richtung Kurzform konzipiert.

„Positivkorrektur“, wenn man diese will, oder „Korrekturmodell à la Widhalm“ (oder Gschwandtner⁴)? Die Kommentatoren hätten sich damit nichts vergeben, da der Kommentar ohnedies nicht vorschreibt, sondern vorschlägt, empfiehlt, zu diesem und jenem anregt.

Apropos Fehler zählen: Wenn wir ehrlich sind, werden letztlich bei **allen** Korrekturmodellen die Fehler gezählt (und/oder markiert), d.h. zu einer „Summe der Irrungen“ addiert respektive von einem (Gesamt- oder Teil-)Guthaben subtrahiert. (So besehen ist auch die Positivkorrektur eigentlich nichts anderes als eine Art Negativkorrektur.) Die Optik der Ergebnispräsentation ist entsprechend verschieden und im Fall der Positivkorrektur gegebenenfalls wohl weniger schmerzhaft. Ob die „positiv ansetzende“ Korrigierweise aber auch als positiv empfunden wird, sei erst einmal dahin gestellt. Hier liegt das Problem. Wie wird vom uns anvertrauten Schüler die Korrektur und Bewertung seiner Leistung empfunden? Fühlt er sich abgeurteilt, degradiert, beleidigt, verkannt, oder kann er das Feedback als wohl gemeint wahrnehmen und konstruktiv umsetzen? Nicht so sehr die Korrekturmethode, denke ich, bestimmt die Akzeptanz der Leistungsbewertung (und - durch Pauschalierung – gleich des ganzen Schulfaches), sondern allein die Persönlichkeit des Lehrenden, die Lehr-Kraft. In ihrer Hand liegt es, was auf Schülerseite „herauskommt“: Lust oder Frust, und wie hoch die Fähigkeit ist, auch Frustrationen hinzunehmen.

Ob Positiv- oder Negativmodell⁵: Auch in dieser Frage gilt, was oben zur didaktisch-methodischen „Kompatibilität“ von Lehrenden gesagt ist. Ein plumpes Verordnen (was der Kommentar ja dankenswerterweise vermeidet) ist in Bereichen, die gleichsam die didaktisch-methodische Intimsphäre (nüchterner ausgedrückt: die Methodenfreiheit) tangieren, unsinnig. Spiegelt doch auch die Korrigierweise einer Lehrerpersönlichkeit etwas von deren Lehrphilosophie wider, die sie sich, oft über Jahre, aufgebaut hat, und ist Teil des pädagogischen Credo, das man nicht quasi auf Knopfdruck aus dem Bundesministerium (als dem Inhaber des Copyrights) ändern sollte, um in Konsequenz das vorher Geübte womöglich der Fragwürdigkeit preiszugeben. Insofern stehe ich auch in Widerspruch zu Niedermayr (7), der den zitierten Kommentar-Passus als explizite Empfehlung der Positivkorrektur liest und (als ARGE-Leiter!?) selbst gleich mit gutem Beispiel vorangeht (was den hohen Wert seiner beeindruckenden Ausführungen gerade zu Schularbeitengestaltung und –korrektur (4-9) nicht im Geringsten schmälert).

Gewiss, die (Neu-)Gewichtung des Text- und Interpretationsteils bei der Schularbeitsbenotung im Verhältnis 2:1 legt ein nach Punkten rechnendes Positivmodell nahe; dass es ebenso gut „anders“ möglich ist, kann dem Artikel von G. Siehs, Beurteilung von Schularbeiten, CIRCULARE 4, 2004, 7 f., mühelos entnommen werden. - Stichwort **Punktesystem**: Kenner der Praxis wissen, dass die Leistungsbewertung mittels Punkten die sog. Objektivität der Leistungsmessung nicht wirklich verbessern muss. Aber mit Punkten rechnet es sich nun einmal leichter, und Punkte verkaufen sich bei Schülern und Eltern einfach besser und wirken – in digitalen Zeiten wie diesen – von vorneherein objektiv(er); und da Schüler und Eltern in Sachen Image/Akzeptanz des LU die Determinanten schlechthin darstellen, kommt es darauf an, dass v.a. sie als unsere „Abnehmer“ das Korrektursystem zu durchschauen vermögen (bzw. glauben), um von dessen Tauglichkeit und „Gerechtigkeit“ überzeugt zu sein: Grund genug, sich dieses „kosmetischen“ Instruments zu bedienen!

⁴ H. Gschwandtner, Ökonomie des Lateinunterrichts: Leistungsbewertung und Lektüre, Latein-Forum 27, 1995, 43-53; zuletzt „wieder“ vorgestellt in: W. Widhalm-Kupferschmidt, Ein Modell der Positivkorrektur, CIRCULARE 4, 2004, 8 f. Bei aller vordergründigen Attraktivität halte ich dieses Modell zwar für „trendy“, aber nach wie vor (cf. Didaktische Informationen 32, 1996) für unvereinbar mit einem wertebewussten Altphilologenethos: Das Übersetzen eines Texts sollte, auch im Sinne eines „mikroskopischen Lesens“ wortorientiert (cf. *filo* - *log*...a als Liebe zum Wort) erfolgen, nicht nach Syntagmen; auch erfolgt das Abgrenzen der Syntagmen wie das Festsetzen der erreichbaren Punktezahl je Syntagma recht willkürlich. – Die (alte „Glaubens“-)Frage, auf die freilich alles hinausläuft und nach deren jeweiliger Beantwortung selbst das kritisierte Modell zu rechtfertigen ist, lautet: Was heißt Übersetzen, was wird von einer Übersetzung erwartet?

⁵ Besonders bemerkenswert Niedermayrs (9) Resümee über die Korrekturvergleiche im Rahmen der Tiroler ARGE-Tagung / Nov. 2004, wonach „für die (übrigens ziemlich geringen) Benotungsdiskrepanzen nicht das angewandte Korrekturmodell (Positiv- oder Negativkorrektur), sondern die unterschiedliche Fehlergewichtung verantwortlich ist.“

An sich ließe sich jede Diskussion über die adäquate Korrigierweise wohltuend abkürzen, will man akzeptieren, was U. Tipp⁶ schon vor Jahren treffend geäußert, an Gültigkeit aber nichts verloren hat:

„Diese zwangsläufig verbleibenden Divergenzen sind jedoch dann weitgehend unproblematisch, wenn der Prüfer für genügend Transparenz sorgt, indem er seine Bewertungskriterien erläutert und auch im laufenden Unterricht praktiziert, und wenn er um die relative Höhe seiner Anforderungen weiß und dieses Wissen bereits bei der Auswahl eines Textes als weiteres Kriterium für die Angemessenheit des Schwierigkeitsgrades berücksichtigt.“

Lošeks Anregung (CIRCULARE 3), beim *modus corrigendi* österreichweit „möglichst rasch zu einheitlichen Regelungen zu kommen, was nicht heißen muss, dass es ein einheitliches Korrekturmodell geben muss“, ist schon lange ein echtes und berechtigtes, unterstützenswertes Desiderat, wird aber, wie nach langjähriger Beobachtung, wohl auch aus oben genannten Gründen zu befürchten ist, ein frommer Wunsch bleiben (da man sich mitunter nicht einmal an der einzelnen Schule auf einheitliche Regelungen verständigen kann). Bedeutsam scheint mir besonders die Vermeidung diktiert *unitas*, die kein Daneben duldet, bei möglichst weit reichender *unanimitas* in Fragen der Fehlergewichtung, -zählung und -bewertung. Zu hoffen ist, dass eben immer mehr Vertreter unserer Zunft diesen Wunsch entwickeln werden!

Um gleich beim Wünschen, beim Visionären zu bleiben: Vielleicht ließen sich die angesprochenen Probleme leichter meistern, wenn neben die (angestammte) Übersetzungsschularbeit eine neue Form träte, nämlich die der reinen Interpretationsschularbeit. Organisatorische Überlegungen über Dauer, Gewichtung, Häufigkeit, Korrekturmodi etc. könnten gesondert angestellt werden (und führten vielleicht rascher zu einem Konsens), Blicke auf und hinter die Usancen etwa unserer deutschen Nachbarn könnten genutzt werden. Der Stellenwert des im Unterrichtsalltag oft (immer noch) „stiefmütterlich“ betriebenen Textinterpretierens, wenn nicht überhaupt der ganzen Text(er)arbeit(ung) könnte so angehoben werden, da ja das eine oder andere davon bei einer/der folgenden Schularbeit nutzbar sein kann (und damit sei nicht ein „bloßes Abfragen von ‚Realien‘“ gemeint!). Immerhin ergäbe sich so eine weitere Möglichkeit, den verschiedenen Begabungen unserer Schüler noch besser gerecht zu werden. Dass letztlich der gesamte AU wieder wertvolle Impulse erhalte und auch an Prestige gewinne, ist leicht vorstellbar.

⁶ Leistungserhebung und Leistungsbewertung, 155, in: Gruber J./ Maier F. (Hgg.), Fachdidaktisches Studium in der Lehrerbildung, Alte Sprachen 1, München 1979.

Latein Forum Bibliothek

**"CUR LINGIT CUNNUM LATTARA? NE FUTUAT"
oder warum man Martials Sprachwitz nicht immer amüsant finden muss
Anmerkungen zu Holzberg, Niklas: Martial und das antike Epigramm,
Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2002,
168 S., ISBN 3-534-15083-X, € 19.90 [D]**

reinhard senfter

Obszönität und Servilität sind die am häufigsten gegen Martial erhobenen Vorwürfe", schreibt M. v. Albrecht 1992 in seiner *Geschichte der römischen Literatur*. "Der erstere (Vorwurf) ist heute wohl gegenstandslos geworden; der letztere bleibt bis zu einem gewissen Grad bestehen" (S. 832).

Das trifft sicherlich auf den privaten Umgang mit diesen Epigrammen zu. Der einschlägige Leser, mit sich allein, weiß, wie Martials sexueller Naturalismus einzuordnen und was von seinen literarischen Bücklingen vor *patroni* und Kaisern zu halten ist. Warum ihm zu nahe treten, wenn Nachsicht herrscht für die Zwänge, denen ein Vergil oder Horaz sich beugten?

Auch wenn es in unserer Zeit verordneter sexueller Libertinage, Trugbild und Gegenteil von sexueller "Befreiung", obsolet ist, Martials geballte Obszönität moralisch ins Visier zu nehmen; dass sie zum Gegenstand einer universitären, geschweige denn schulischen Lehrveranstaltung wird, in der man/frau sich über "alte Fotzen" (10.90) und Schwänze, die "(jungfräulich) reine Backen besudeln" (3.75), so austauschen, als ginge es um die Höhe der *insulae* im Rom der Kaiserzeit, um die *second voice* in der *Aeneis* oder um die Rezeption des Orpheus-Mythos, ist Zukunftsmusik, und zwar Reich'sche Zukunftsmusik, für die nicht mehr sexualfeindlich erzogenen "Kinder der Zukunft" - so nannte WILHELM REICH ein 1950 ins Leben gerufenes, langfristiges Forschungsprojekt, bei dem "präzisere Kenntnisse über den Prozeß der Charakterbildung bei solchen Kindern gewonnen werden sollten, denen die Fähigkeit zur Selbstregulierung nicht erzieherisch zerstört wird" (Laska 1993: S.84) -, weil sie der "emotionalen Pest" entgangen sein werden, dieser von unserer (im Grunde) nach wie vor "sexualverneinenden Kultur" in Gang gehaltenen Deformierung und Pervertierung der tiefsten Schicht im Menschen, seines "biologischen Kerns", "in dem natürliche Sozialität und Sexualität, die spontane Arbeitsfreude, die Liebesfähigkeit leben und wirken" (cf. Laska: S. 53f.).

Aus der Perspektive des Klassenzimmers kann die Frage nach der Zumutbarkeit auch so gestellt werden: Was ist weniger lehrplankompatibel, Martials augenzwinkerndes Mitläufertum oder seine lose Zunge? Prognose: Den Martial, der die Obrigkeit mehr oder weniger geschmackvoll, aber jedenfalls als solche zur Kenntnis nimmt, wird man im Unterricht eher gewähren lassen, zur Zeit noch mit der Möglichkeit für die Unterrichtenden, den jugendlichen Leser dazu anzuleiten, autoritäre Entartungen in Politik und Gesellschaft mit der Kritikfähigkeit des demokratischen und mündigen Staatsbürgers, wie er im Lehrplan steht, zu hinterfragen. Nur: Die Präambel des heimlichen Lehrplans wird verschwiegen, denn sie lautet: "Aufbewahren und abrichten (Neusprech: Coachen)". Das ist der Lehrplan, in dem *non scholae, sed vitae* besser: für's Überleben gelernt wird und der die eindimensional Heranwachsenden fit, d. h. "für die Erfordernisse seiner profitablen Verwertung brauchbar macht" (Ribits). Derweilen preisen die offiziellen Verlautbarungen der Obersten Bildungshüter - als ginge es um Aufklärung und Emanzipation - vollmundig etwa "Politische

Bildung" an, wie *sie* sie meinen, und legen emsig andere falsche Fährten weit *weg* vom mündigen Bürger.

Sechzehn- oder Siebzehnjährige mit fast unbeschränktem virtuellen Zugang zum boomenden Pornomarkt - dessen für die Gepflogenheiten am "freien" Markt durchaus typischer Umgang mit dem "Humankapital" kein Thema in den Hochglanzbroschüren ist, mit denen "die Wirtschaft" von den Schulen eine "praxisnähere" Ausbildung einfordert -, diese Sechzehn- oder Siebzehnjährigen aber mit dem *obszönen* Martial zu traktieren, ist für den Lehrer nicht unrisikant, unterliegt der literarische, der offene Zugang zu diesem Bereich, der in der Schule für die Kleinen biologisch oder in Fächern wie Religion und Ethik wissenschaftlich-neutral eingegrenzt wird, doch sehr schnell dem Verdikt "nicht altersgemäß" oder hat nach wie vor den Ruch des Schmuddeligen und Unaussprechlichen.

Da nützt es auch nichts, wenn Martial wie weiland Catull beteuert: "Meine Buchseiten sind anstößig, meine Lebensweise (aber) ist rechtschaffen". Niemand glaubt ihm. Warum eigentlich nicht? Macht das Aussprechen, gar Niederschreiben von intimer, noch dazu abstoßender oder "widernatürlicher" Leiblichkeit den Autor (immer noch) verdächtig?

Hingegen: Wen stört die schiere Obszönität des Lernstoffs "Geschichte"? Was ist denn "schmutziger" als *die* Geschichte, über die mit den Jugendlichen zu reden kaum jemanden unangenehm zu berühren scheint. Erst wenn - wie im Coppola-Film *Apocalypse now* vorgeführt - US-boys auf ihre Bombe "Fuck you!" malen, bevor sie dem Vietkong auf den Kopf fällt, greifen die Vorgesetzten ein. Das scheinbar Obszöne wird zensiert, um von der wirklichen Schweinerei abzulenken. Die **Geschichte** - das *fourletter word* par excellence - wird in allen Schulen der Welt den Kleinen anschaulich, mit Ausschneiden, Malen und Kleben, schöngefärbt, die Größeren werden sachlich und "klinisch" sauber an die "Geschichte als Schlachthaus" (Heiner Müller) gewöhnt: Die Perserkriege, die Punischen Kriege, Der Hundertjährige Krieg, Der Dreißigjährige Krieg, Der Siebenjährige Krieg, Der (XY-) Erbfolgekrieg, WK I, WK II, Der kalte Krieg, usw., Jahrhundert für Jahrhundert ein perverses Kuriositätenkabinett, eine menschenverachtende Fälscherwerkstatt, ein Irrgarten von Daten und Fakten, den die Sieger redigiert haben. Im Unterschied zur Sexualität ist das Redeverbot gelockert, wenn es um Gewalt und Tod, Massenunterdrückung und "Säuberungen" geht. Einzige Ausnahme: Häusliche und strukturelle Gewalt gegen Frauen, der alltägliche, nie formell erklärte Krieg des Patriarchats gegen das andere Geschlecht, der immer wieder wie selbstverständlich in den Massenvergewaltigungen und der Zwangsprostitution in den unter "Männern" ausgetragenen Kriegen kulminiert, bleibt fast unsichtbar. Ein Randphänomen, dessen Ausschluss deshalb so perfekt funktioniert, weil der patriarchale Diskurs bei "Herr und Knecht" gleichermaßen verinnerlicht ist, nicht einmal alle zum Widerstand entschlossenen Frauen, geschweige denn die lauen Renegaten unter den Männerbündlern können sich ihm wirklich entziehen. Also brauchen sich weder die mächtigen Herren zu beunruhigen, auch nicht ihr gleichgeschlechtliches Fußvolk, das mit dem guten Gewissen der "traditionellen Werte" und gestützt auf die "heilige" Familie mit Frau und Kindern im Kleinen schalten und walten kann, noch können sich die Betroffenen selbst, von der Übermacht der männlichen "Logik" und der ihnen eingebrannten Opferrolle demoralisiert, zu mehr als Notwehraktionen (sporadisch ausbrechende "Frauenbewegungen") aufraffen.

Was sollen Heranwachsende nun aus dem ihnen unter diesen Vorzeichen dargebotenen "Roman" von Krieg und Frieden lernen? Wir kennen die offiziellen Lernziele. Aber was hinterlässt *die* Geschichte in den jungen Köpfen, von denen sie (noch) nicht als als "Sinnebung des Sinnlosen" (Theodor Lessing) durchschaut wird? Dass aus der "Geschichte" nur zu lernen ist, dass es immer so weitergehen wird? Wer Glück hat, lebt bei uns, für die anderen gibt's "Bruder in Not"? Wer zu spät kommt, den bestraft *die* Geschichte? Oder dass all das Terrorisieren und Morden und Ausbeuten, die Hekatomben unschuldiger Opfer und der Zynismus der in der Beute schwimmenden Sieger zwar unerfreulich, aber notwendige

Bedingung sind für die Glanzleistungen der menschlichen "Kultur" von den Pyramiden bis zur Atombombe? Die öffentliche (mediale) Behandlung geschichtlicher Themen - von der zehnteiligen Darstellung der Anfänge des Christentums bis hin zu den Erinnerungen von Zeitzeugen an die letzten Helfer von Hitlers Helfershelfern - erregt keinerlei Anstoß, ist überhaupt nicht peinlich, MAN spürt nicht, dass MAN im Blute wadet, wenn auf den "Kultursendern" - im Design der letzten mediendidaktischen Mode plus Diskussion - das Zeitalter des Kolonialismus abgehakt wird, während MAN auf den Knochen Millionen Massakrierter und in Armut Vegetierender Wohlstand konsumiert.

So bestätigt sich, "dass sich die Menschen in der Regel für die falschen Dinge schämen, für ihre physis, für ihre animalischen Seiten, die in Wahrheit doch unschuldig sind, während sie ungerührt bleiben bei ihrer unvernünftigen und häßlichen Lebenspraxis, ihrer Gewinnsucht, Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Eitelkeit, Voreingenommenheit und Verblendung". Und nur wenige wagen, diese "POLITIK der Schamhaftigkeit" (Sloterdijk) zu entlarven, etwa nach dem Vorbild des Diogenes von Sinope, der den Spieß umkehrte - gegen die verdrehten Normen: "Diogenes dozierte praktisch die Masturbation, als kulturellen Fortschritt wohlgemerkt, nicht als Rückfall ins Animalische", die *öffentliche* Masturbation war ein "Frontalangriff auf alle Familienpolitik, das Kernstück jeglichen Konservativismus" (Sloterdijk, *Kritik der zynischen Vernunft* 1983: S.317f.).

Diesen Frontalangriff anlässlich der Martiallektüre in die Klassen zu tragen, *eigenverantwortlich* - EVA *nicht* technokratisch wie Herr Klippert, sondern verführerisch wie die mit dem Apfel - hieße Ficken/Pudern in den Raum zu stellen, das Fut-Schlecken und Zumpferl-Lutschen, das Schwellen von Schwänzen und den Duft von Mösen. Und welchem bürgerlich Sozialisierten kommen diese vorbelasteten Wörter aus der Unterwelt von Rotwelsch und Rotlicht leicht, eben *natürlich* über die Lippen? Es hieße, Fragen zu stellen wie: Hat Sexualität bei Martial (im Vergleich etwa zu Ovid) mit Lust zu tun? Oder nur mit der Spott-Lust? Ist Martials Zugang über die Gosse Symptom der emotionalen Pest in ihrer altrömischen Ausformung und als frauenverachtend in Grund und Boden zu stampfen oder ist er - literarisch verfremdet - erhellender als der "klinische" oder spielerisch-verharmlosend à la "Sexkoffer"? Man nehme den Sabidius des Epigramms 3.17 unter die Lupe, der angeblich den "üblen Gestank seines Atems, den er sich offensichtlich immer wieder durch Fellatio zuzieht" (NH, S.90), auf die Geburtstagstorte überträgt (beim Kerzenausblasen?). Für die Vermittlung eignet sich generell die Form des *Offenen Lernens*, dann sind die SchülerInnen miteinander beschäftigt, und der/die LehrerIn muss sich nicht "frontal" einbringen. Martials Potenznöte bzw. sein Blick auf die Frauen könnten mit *power* auf den *point* gebracht werden, wenn er (oder das "poetische Ich") behauptet: "In einer einzigen Nacht kann ich viermal. Aber wenn ich in vier Jahren mit dir, Telesilla, ein einziges Mal kann, will ich des Todes sein" (11.97). Scherz beiseite. M. v. Albrechts Diagnose der Unanständigkeit martialischer Obszönität ist zu optimistisch, noch optimistischer ist nun Niklas Holzberg, der auch die Martial angekreidete "Servilität" nicht gelten lassen will.

1. DER NEUE MARTIAL

Der Klassiker des Epigramms war vor 1983 kein Thema im Altsprachlichen Unterricht, zumindest in der gleichnamigen Zeitschrift, wie ich der Ausgabe 3/2000 (S. 12 Anm. 26) entnehme, die zur Gänze dem (am 1.) "Märzgeborenen" (40 n.) aus der spanischen Provinz gewidmet ist. Spätes "Frühlingserwachen" in der Klassischen Philologie? Dabei hat M. Valerius MARTIALIS nicht nur einer Gattung für immer einen römischen Stempel aufgeprägt und so neben der "subjektiven Liebeslegie" und der *satura* des LUCILIUS den dritten Originalbeitrag Roms zur Weltliteratur abgeliefert, er leistete dies zudem unter erschwerten Umständen: Im Schatten der übermächtigen Vorbilder der Augusteischen

Klassik, gleichsam zu vorgerückter produktionsästhetischer Stunde, und mit so großem Erfolg beim zeitgenössischen Publikum, dass der Sprecher von *Epigrammaton libri* 4.49 die "großen" Gattungen, Epos und Tragödie, übermütig wissen lässt, dass zwar alle sie bewundern, aber *gelesen* wird, was als des "kleinen" Martial "witzige Epigrammbüchlein" (1.1,3) kursieren. Einen Grund dafür nennt der Dichter in 10. 21: "...*Mein* Werk mag auch Professoren gefallen / wenn nur der Leser es auch *ohne* Professor versteht" und rückt zugleich die scheinbare Einfachheit seiner *nugae* ins richtige Licht: "Glaube mir, Flaccus, nicht weiß, was Epigramme sind, wer sie lediglich Spielereien und Scherze nennt" (4.49, 1f. Übersetzung ab nun, wenn nicht anders angegeben, von Niklas Holzberg, abgekürzt: NH).

Martials Stunde in der Fachwissenschaft, so W. Schindler in der erwähnten und zur Lektüre empfohlenen *AU*-Ausgabe, schlug erst in den 90-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Und bewirkte eine veritable MARTIAL-Renaissance, deren Ernte N. Holzbergs hier vorliegendes *Martial und das antike Epigramm* einfahren will. Seine *Einführung* trachtet danach, den Epigrammatiker von dem seit O. Seels "bestürzender Studie aus dem Jahre 1961" (W. Schindler in *AU* 2000/3: S.53) anhaftenden *odium* des "zynischen Bettelpoeten" zu erlösen, der "unendlich verliebt in dieses würdelose, erbärmliche und doch so süße und süffige Leben" (O. Seel 1961: S.67) mit den Wölfen geheult und mit den Hunden gewinselt habe. Aber haben *wir* das nicht (fast) alle getan? Und bestrafen die ahnungslosen Nachkommen, wenn sie uns vorlaut fragen, warum wir *damals* zu allem geschwiegen haben, mit Verweigerung oder Liebesentzug. Ach könnten wir ihnen doch gestehen, dass auch wir "unendlich verliebt (waren) in dieses würdelose, erbärmliche und doch so süße und süffige Leben"! Und dass jeder *seine* Grenzen hat, beim Mitlaufen und Standhalten.

In seinem "libellus von 1988" hatte NH, wie er reuevoll einräumt, noch einen MARTIAL präsentiert, "der weniger lacht und zum Lachen bringt als moralisiert und belehrt" (S.9). Durch die Jahre und die Impulse einer neuen Philologengeneration eines Besseren belehrt, sucht (und findet) er in dem vorliegenden *opus* den zumeist niveauevoll agierenden *Entertainer* Martial, der alles dem Ziel unterordnet, sein Publikum zu "erheitern", die Leser zu amüsieren, sich gut zu verkaufen. Selbst der berühmte *Liber spectaculorum* - "zum Teil widerliche Verse über die Spiele zur Einweihung des Kolosseums" (Barié/Schindler: S. 325) - verliert bei NH seine Abscheulichkeit, wird zum geistreichen *lusus* mit allerlei Diskursen. Ein Beispiel:

Iunctam Pasiphaen Dictaeo credite tauro:
vidimus, accepit fabula prisca fidem.
Nec se miretur, Caesar, longaeva vetustas:
quidquid fama canit, praestat harena tibi.

(Im Geschlechstakt) vereinigt mit dem diktäischen Stier wurde - glaubt es! - Pasiphae. Wir sahen es, und Glaubwürdigkeit bekam die alte Geschichte. Nicht mehr soll sich bewundern, o Caesar, die Urzeit. (Denn) alles, was die Sage singt, bietet dir die Arena.

Zunächst die Lesart *ad usum delphini*: Pasiphae, Tochter des Sonnengottes und einer Nymphe, Frau des Minos, wurde unschuldig Opfer einer göttlichen Brutalität. Poseidon ließ sie sich in den weißen Stier verlieben, den Minos ihm hätte opfern sollen. Der berühmte Dädalus baute der Ärmsten ein hohles hölzernes Gestell und überzog es mit einer Kuhhaut. Er zeigte Pasiphae, wie sie die Klapptür im Rücken der Kuh öffnen, in das Gestell hineinschlüpfen und ihre Beine in dessen Hinterteil verbergen könne. Bald kam der weiße Stier angetrottet und bestieg die Kuhatruppe (cf. R. v. Ranke-Graves, *Griechische Mythologie* 1987: S. 265f). Pasiphae gebar - wie bekannt - den Minotaurus, die monströse Mischung seiner Eltern, zugleich Zeichen der Monströsität, der er seine Entstehung zu

"verdanken" hatte. Klingt unglaublich, ist aber - und hier setzt Martials Vierzeiler ein - wahr, wir haben es mit unseren Augen in der Arena gesehen (*vidimus*) - live. Ein blutrünstiger Zynismus, der ohne Vorwarnung den Leser trifft, aber nur das Vorspiel ist, um dem Prinzeps (Titus oder Domitian) zu "schmeicheln": Die mythische Vorzeit soll sich nicht brüsten mit ihren Fabeln, ihren Fantasien, erst die (mit Menschenleben wie im KZ experimentierende) kaiserliche Arena beglaubigt jene, hier erst werden bloße *facta* zu nackten *facta*, hier werden Märchen WAHR. Wirklichkeit werden hier auch des Epigrammatikers Stärken: Ökonomie der Mittel, *brevitas*, Prägnanz, scheinbare Kunstlosigkeit (keine benennbare Stilfigur), Zynismus und Skrupellosigkeit *in re*, die blitzartige Pointe *in clausula*. Sind wir amüsiert? Eher ein klein wenig konsterniert, "manch einer stutzt ... empört sich", "stupet, oscitat" (6.60), was Martial ja *auch* intendiert hat...

Nicht so NH. Auch wenn man, wie beim vorliegenden Epigr. 5, "dem 'Show-Koitus' einer Frau mit einem Stier in Anlehnung an die Sage von Pasiphae, wohl voraussetzen darf, daß das Tier seine 'Partnerin' umbringt oder zumindest schwer verletzt" (S.41), so rufe das kein Grauen hervor, sei auch nicht als sadistische Grenzüberschreitung intendiert (gewesen), denn "für den Epigrammatiker und seine Zeitgenossen war dann, wenn ein Mann oder eine Frau ein im Sinne des geltenden Gesetzes schweres Verbrechen beging, nicht nur eine Hinrichtung, sondern jede dabei mögliche Form der Demütigung und Zufügung von Schmerz ganz und gar selbstverständlich, ja moralisch unbedingt gerechtfertigt" (S.42). Bei Martial sei "Zynismus als Motiv der Darstellung eines solchen Vorganges auszuschließen", so NH, und wiederholt *seine* zentrale Botschaft: "Der Autor will seine Leser erheitern" (S.42), hier durch ein Spiel mit Begriffen der antiken Literaturtheorie (*fabula vs historia*): "Antike Leser, denen ein Sensorium für das aus heutiger Sicht Abscheuliche der Pasiphae-Szene fehlte, konnte Martials Feststellung, die Arena mache *neque verae neque veri similes res* einer mythischen *fabula* wahr, sehr amüsant finden. Und wir sollten wenigstens versuchen, das nachzuvollziehen" (S.43). Tu' ich, nicht ohne dass Unbehagen (an der *Kultur*) sich zu regen beginnt: Das heitere "Spiel" mit den literaturtheoretischen Versatzstücken, die mir für das Verständnis der Pointe übrigens verzichtbar scheinen, das "Spiel" mit der Verbeugung vor dem *princeps*, das "Spiel" mit den kranken Instinkten der Arena und die Blasiertheit des sich amüsierenden Lesers fühlen sich an wie eine mit den Glacéhandschuhen höchster formaler Fertigkeit servierte, fette Beule der erwähnten *emotionalen Pest*. Der auch der Interpret auf den Leim gegangen ist...

So wie hier - setzt NH seine Linie fort - seien die Themen für Martial bloße Vehikel der Zerstreuung, des Amüsemments, zum Lachen, wenn etwa dem (jeweiligen) Kaiser geschmeichelt, das Verhältnis *patronus-clients*, bestimmte Berufsgruppen und individuelle Charakterfehler, darunter sexuelle Vorlieben oder Abweichungen, beschrieben werden (cf. S.63ff). Besondere Aufmerksamkeit schenke Martial einem selbstironisch-koketten Spiel mit seinem "Dichterruhm" und seinem Schreibhandwerk, 10-15% der Epigramme sind dem Thema "Buch" und "Gattungstheorie" gewidmet (cf. S.130), hier attackiert Martial Plagiatoren und Konkurrenten, kurbelt den Verkauf seiner Bücher an und lässt dabei Selbstironie nicht vermissen (cf. 1.118 oder 8.29). Die im Epigramm an den Pranger Gestellten erscheinen nicht mit dem richtigen Namen (cf. z. B. 3.8 + 3.11), Martial wollte "*parcere personis, dicere de vitiis*" (10. 33); die "Opfer" werden mit den Mitteln der Obszönität, des (Wort-)Witzes und mit ausgeklügelten intertextuellen Verweisen (von NH überzeugend demonstriert am Beispiel der Sequenz 2.89 - 2.92 auf S. 82f.), bedenkenlos, aber zumeist treffend lächerlich gemacht (cf. S.86ff.). Schlägt Martial in Schilderungen von Landschaftsidyllen, beim Totengedenken oder im Nachdenken über Freundschaft und das richtige Leben zwischendurch "zarteste Töne" an (W. Schindler: *AU* 2000/3, S.53), wittert NH auch hier ein Lachen, das sich vor ihm verstecken will, einen weiteren Hebel für die

permanente "Erheiterung" des Primärlesers, dem genau das als primäres Bedürfnis unterstellt wird. Fast könnte es scheinen, als zollte die "alte" Philologie mit dieser Rezeptionshaltung - ohne es zu wissen - der immer jungen Spaßgesellschaft ihren (überflüssigen) Tribut. Wie hat NH *seinen* Martial gefunden, diesen gleichsam in der brodelnden Arena der Hauptstadt gastierenden hard core-Clown aus der langweiligen spanischen Provinz?

II. METHODE und AUFBAU

Der Zirkus- und Zerstreuungsartist Martial, garantiert moralinfrei, verdankt sich der Radikalisierung einer Methode, die NH seiner Meinung nach in der Studie von 1988 halbherzig praktiziert hatte, nämlich der strikten Trennung zwischen dem "poetischen Ich" der Epigramme, also der Person, die in den Gedichten "ich" sagt, und dem historischen Martial, von dem wir "so gut wie gar nichts wissen" (S.17): Der "ich" Sagende schlüpfe in verschiedene, zumeist komische Rollen und sei selten identisch mit Martial, geboren am 1. März 40. Daraus folge, dass die *Epigrammaton libri XII*, aber auch der *Liber spectaculorum*, die *Xenia* und *Apophoreta* nicht einfach das Rom der frühen Kaiserzeit dokumentieren, sie bilden nicht eine historische Realität ab, sondern konstruieren ein fiktives Universum von Typen und Charakteren vom Caesar bis zum Dichterling, vom Erbschleicher bis zum geldgierigen Arzt, die auf einer Bühne agieren, die "Rom" heißt und auf der ein fiktiver, "epigrammatischer Kaiser" seine Rolle im permanenten Karneval des Dichters "spielt" und so in einen "poetischen Diskurs integriert (wird), der eine biographische Interpretation nicht verträgt" (S.66).

Wertet man die Aussagen der "Sprecher-persona, wie NH das "poetische Ich" auch nennt, nicht mehr a priori biographisch oder als "Dokumente der Sozialgeschichte" (S.77), dann sind z. B. die zahlreichen Gedichte über das Abhängigkeitsverhältnis des "ich" Sagenden zu verschiedenen *patroni* und reichen Gönnern, immerhin 127 an der Zahl, nicht Ausdruck persönlicher Betroffenheit des real existierenden Martial, der, wie es scheint, ohne wirkliche Not, Klientendienste geleistet und um "Honorare" gebettelt hat, sondern "nichts weiter als eine Untergruppe der Spottepigramme", wobei "dem Autor hier komische Effekte geglückt sind, die zu den besten seiner Kunst des witzigen und zugleich geistreichen Spiels mit dem Publikum gehören" (S.77).

Ein Beispiel: Das an den *patronus* Iulius Martialis gerichtete Epigramm 5.20 - bisher als persönliches Bekenntnis zur epikureischen Lehre ernstgenommen - entpuppt sich, unter dem Blickwinkel, dass der "ich" Sagende eine komische Sprecher-persona, eine Maske Martials ist, als Variation des Sprachspiels "Schmarotzen", das als philosophischer Appell verkleidet wurde, weil der Adressat, dessen Geldsack sich öffnen soll, "gerne besinnliche Worte hört" (S.81). Woher können wir Leser von dieser Vorliebe wissen? Aus vier weiteren Gedichten "philosophischen" Inhalts an eben diesen Iulius. Könnte aus dieser Konstellation nicht genau so triftig auf einen Gleichklang der Seelen von Sender und Empfänger geschlossen werden? Auf besinnliche Inseln in den martialischen Fluten von Spott und Hohn? Gönnst sich nicht auch der manische Satiriker hin und wieder eine kleine Pause, und sei es nur, um seine Giftspritze neu zu füllen?

Erlaubt NH seinem Martial auch *nicht* fiktiv zu sein oder mit anderen Worten: Was bleibt übrig von der geläufigen Biographie des M. Valerius Martialis? Antwort: Geburtsjahr, Geburtsort, die Übersiedlung nach Rom im Jahre 64, die Datierung der 12 Epigrammbücher auf 85 bis 102 sowie das Todesjahr, das in einem PLINIUS-Brief bezeugt wird. Was die Heimkehr nach Spanien anlangt, "sollte man (sie) wohl nicht in Zweifel ziehen", meint NH unschlüssig, "aber sie kann auch 'nur' textimmanent erfolgt sein, da Martial seine 12 *Epigrammaton libri* wie Vergil die *Aeneis* als 'Dodekalog' komponierte und dabei dem letzten Buch die Aufgabe zuwies, den 'Nostos' des Protagonisten zu 'erzählen'

(S.15). In Buch 10 "erweckt Martial in mehreren Gedichten den Eindruck, als ob er ein alter Mann geworden sei,... er redet jetzt nicht selten vom Tod .. und bringt gleichzeitig wieder häufig seinen Ärger über das Klientendasein in Rom zum Ausdruck. So versteht man nur zu gut, daß er sich nunmehr in seine idyllische Heimat zurücksehnt" (S.147f.). Sucht da jetzt Martial selbst *wirklich* in Bilbilis Zuflucht, oder *spielt* die "komische Sprecher-persona" in Buch 10 den *poeta morosus*, mimt einen ernstesten Charakter, der seinem römischen Publikum adieu sagt, um dieses dann mit dem folgenden *liber XI* zu überraschen, einem wahren "Saturnalienbuch" (NH), in dem Spott und Obszönität fröhliche Urständ' feiern und die Leser erkennen, "daß der *poeta* in Rom geblieben ist" (S.148)? Wer nun? Die Person oder die *persona*? Wir wissen es nicht - wie NH selbst, der für die größte *crux* der Martialforschung auch keine Lösung liefern kann, die da lautet: War Martial nun ein auf Zuwendungen angewiesener *cliens*, nachhaltig frustriert von seinem Bittsteller-Dasein, oder ein wohlhabender *eques*, als der das "poetische Ich" in den Epigrammen auch auftritt, sorgenfrei auf seinem kleinen Gut in Nomentum? Seine Methode zwingt NH darin zwei "Rollenspiele" zu sehen, wie Martial *lebte*, bleibt offen. Unbefriedigend, zumal NH so auch die gewichtige Aussage des jüngeren PLINIUS im Brief III 21 im Raum stehen lassen muss, aus der unmissverständlich hervorgeht, dass er seinem geschätzten Freund Martial das Reisegeld für Spanien geschenkt hat.

Im Detail ist der Holzbergsche Zugang zu den *opera omnia* Martials anregend, aber nicht immer überzeugend, wie wir noch sehen werden. Die Fokussierung auf das "poetische Ich" lohnt sich, und der Mahnung ist Gehör zu schenken, dass "es an der Zeit ist, daß dies auch diejenigen Philologen wahrnehmen, die bei der Analyse von Martialgedichten vorrangig nach dem Sitz im Leben 'fahnden'" (S.77). Der methodische Hauptteil (S. 33-122) wird ergänzt durch einen Gattungsüberblick über das antike Epigramm (S.19-32) und die kenntnisreichen Ausführungen zum "Aufbau der Sammlung" (S. 123-152), und hier im Besonderen zu der offenen Frage, ob Martial den *liber undecimus* vor der überlieferten Version des *liber decimus* veröffentlichte oder nicht (cf. S. 144ff). Mir jedenfalls hat NH plausibel gemacht, wie "sorgfältig der Verfasser des 'Dodekalogs' komponierte" (S.151), und das, obwohl dieser vor der schier unlösbaren Aufgabe stand, "zwölfmal ein Konglomerat von rund hundert Epigrammen auf verschiedene Weise als kompositionelle Einheit zu gestalten" (S.133). Eine Bibliographie, ein Personen- und Sachregister sowie ein Stellenindex komplettieren die "Einführung", die schon direkt im Anschluss an die einzelnen Kapitel mit (teils kommentierten) Literaturtipps aufwarten kann. Ich ziehe den Hut vor so viel Fleiß und Ausdauer, mag dem Verfasser auch durch den "treuen Helfer" Sven Lorenz, dem der *libellus* gewidmet ist, und das Ambiente der *Venice International University* auf der zauberhaften Insel San Servolo der *labor improbus* um einiges erleichtert worden sein.

III. DER (gescheiterte) VERSUCH, DER SERVILITÄT HERR ZU WERDEN

Die in den einschlägigen Gedichten an Domitian feststellbare *adulatio* leistet - nach dem Tod des düsteren *dominus et deus* - in 10.72 ihren autoreferentiellen Offenbarungseid:

Frustra, Blanditiae, venitis ad me
 Attritis miserabiles labellis:
 Dicturus dominum deumque non sum.
 Iam non est locus hac in urbe vobis;
 Ad Parthos procul ite pilleatos
 Et turpes humilesque supplicesque
 Pictorum sola basiate regum.

Hebt euch hinweg von mir, Lobhudeleien,
 ihr Lumpenpack mit abgewetzter Lippe;
 von "Herr und Gott" wird keine Rede sein:
 du hast hier nichts zu suchen, Schmeichlersippe.
 Dort, wo man Perserturban trägt
 und kriechend auf den Bauch sich legt,
 dort werft geschminkten Königen euch zu Füßen,

Non est hic dominus, sed imperator,
Sed iustissimus omnium senator,
Per quem de Stygia domo reducta est
Siccis rustica Veritas capillis.
Hoc sub principe, si sapis, caveto,
Verbis, Roma, prioribus loquaris.

dort möget ihr die Erde küssen.
Es herrscht HIER kein Despot: ein Imperator
regiert hier als gerechtester Senator.
Er war's, der uns aus dunkler Höllennacht
die Wahrheit ungeschminkt zurückgebracht.
So rede, Rom, jetzt, wenn du gut beraten,
nicht so, wie unter frühern Potentaten.
(Nachdichtung: Harry C. Schnur)

Zynismus, klar und prickelnd wie Bergwasser, möchte man meinen. Ein *adulator* macht sich - dem Tyrannen, dem er bauchpinselte, glücklich entronnen - über seine frühere *adulatio* lustig, die er im selben Atemzug fortsetzt.

NH sieht das anders. In seiner Deutung der an Domitian gerichteten Gedichte konzentriert er sich auf das Bild des für die *venationes* dressierten Löwen, der den in der Arena erbeuteten Hasen wieder loslässt, nachdem er ihn schon zwischen seinen Zähnen hatte. **Sieben** Mal hat Martial dieses Motiv "Löwe&Hase" im Eröffnungsbuch gestaltet, zum ersten Mal in 1.6:

Aetherias aquila puerum portante per auras
inlaesum timidis unguibus haesit onus:
nunc sua Caesareos exorat praeda leones
tutus et ingenti ludit in ore lepus.
Quae maiora putas miracula? summus utrisque
auctor adest: haec sunt Caesaris, illa Iovis.

Als durch die Lüfte des Himmels der Adler den Knaben (Ganymedes) trug, hing unverletzt an den ängstlichen Krallen die Last. Jetzt stimmt die kaiserlichen Löwen ihre Beute gnädig, und gefahrlos spielt in dem riesigen Rachen ein Hase. Was hältst du für das größere Wunder? Die oberste Instanz ist als Urheber bei beiden zugegen: Dies ist Cäsars, jenes Jupiters (Wunder).

In den vorangegangenen Epigrammen hatte Martial den Kaiser angesprochen, um diesen - in Fortsetzung seiner Prosaorrede (cf. S.64) - für die bevorstehenden Schlüpfrigkeiten seines *liber* I milde zu stimmen, "lasciva est nobis pagina, vita proba" (1.4), und um dann - postwendend - zur Überraschung wohl auch seiner ersten Leser in 1.5 dem finsternen Autokraten eine "neckische Drohung" (Barié/Schindler: S.255) in den Mund zu legen:

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:
vis, puto, cum libro, Marce, natare tuo.

Ich gebe dir eine Seeschlacht, du gibst mir Epigramme. Marcus, du willst, glaube ich, zusammen mit deinem Buch baden gehen.

Auf diese spielerische "Drohung" von oben, der Dichter da unten "riskiere lediglich, ins Wasser geworfen zu werden" (S.65), folgt die bisher als "übertriebene Schmeichelei" gelesene Löwe-Hase-Etüde Nr. 1, sprich: der Kaiser sei wie Jupiter allmächtig und allgütig. Die *altera lectio*: Martial bietet dem Allmächtigen klammheimlich die Stirn, indem er seinen Lesern unterschwellig bedeutet, wie schnell es um den Hasen geschehen sein kann. NHs *tertia lectio*: Weder noch, sondern die "komische Sprecherfigur" spielt - im Doppelsinn - "mit" dem "epigrammatischen Kaiser", der in 1.5 schon auf die Rollenzuteilung durch die "komische Sprecherfigur" eingegangen ist, indem er "joviale" Miene zum "bösen Spiel" macht, und in 1.6 ebenso fiktiv als Jupiter den "lasziven *lusus* des Epigrammatikers

akzeptiert" (S.66). Lasziv, weil die Szene mit oralem Sex konnotiert wird: Der *lepus* galt, so NH, als Phallussymbol. Der "Löwe" Domitian als *fellator* seines "Hasen"-Untertanen, das habe die Leser amüsiert, die nebenbei durch den "poetischen Diskurs" von 1.6 - fiktiver Kaiser neckt fiktiven Komiker - "spielend" dazu gebracht würden, "den Kaiser als einen Herrscher mit göttlicher Macht zu betrachten". Alles klar?

Einwände gegen diese "Entschärfung" des Epigramms in eine niemanden behelligende und alle amüsierende Allegorie, erhebt NH zwar selbst - er scheint sie aber damit auch schon für entkräftet zu halten: "Es besteht ja kein Anlaß zu der Annahme, die Zeitgenossen hätten die Schmeichelei, die der Text transportiert, dadurch entwertet gesehen, daß eine komische Figur redet. Panegyrisches Sprechen ist hier ganz einfach epigrammatischem und damit witzigem Sprechen untergeordnet, ohne daß der Verherrlichte lächerlich gemacht wird" (S. 66f). Ganz einfach? Aber konnte Seiner Majestät, diesem notorischen Konsumenten von *pueri delicati*, nicht doch die "spielerisch" zugemutete Fellatio, der "Hase", der ihm so "gefahrlos" in den Mund gelegt wird - "tutus et ingenti ludit in ore lepus" -, unangenehm aufstoßen? Stand in Rom nicht vor der aktiven Fellatio - zumal bei einem sozialen Gefälle dieser Art - eine so große Verbotstafel, "daß man seinen Tag damit verbrachte, sich zu fragen, wer sie praktiziere"?¹ Schwingt nicht Martial selbst, pardon, seine "komische Sprecherfigur", andernorts die Fellatio-Keule, z.B. in 2.83, zur ultimativen Züchtigung eines Nebenbuhlers?

Foedasti miserum, marite, moechum,
et se, qui fuerant prius, requirunt
trunci naribus auribusque voltus.
Credis te satis esse vindicatum?
Erras: iste potest et irrumare.

Mann, übel hast du deinen Nebenbuhler zugerichtet
und seinen ursprünglichen Zustand vermisst
sein um Nase und Ohren gebrachtes Gesicht.
Du glaubst, dich genug gerächt zu haben?
Irrtum: Der soll dir noch einen blasen! (Ü: RS)

Und gleich *siebenmal* - wie gesagt - hätte Martial dieses anzügliche Motiv "Löwe&Hase" im Ersten Buch gestaltet, als *running gag*, der vom "Mitspieler" (zu) viel Humor verlangte. Der angestrenzte Versuch von NH, den Kaiser "im Spiel" zu belassen, ohne dessen Regeln ändern zu müssen, erschöpft sich in Vermutungen: "Aber das Publikumdürfte sich lediglich über die Dichter-*persona* amüsiert haben, die den Kaiser mit solchen Konnotationen in Verbindung brachte, und nicht über den Kaiser. Vermutlich steckte sogar eine gewisse Huldigung an Domitian darin, daß der Autor von Gedichten wie 1.4-6 'es wagte', den Herrscher als fiktive Figur auf die Bühne seiner witzigen und obszönen Poesie zu stellen" (S.67) usw. Symptomatisch sind die beiden Potentialisformen "dürfte" und "vermutlich". Rettungsversuch, unmöglich? Wenn ich richtig verstanden habe, soll die Derealisierung von Dichter und Kaiser in 1.6 die Bühne errichten, auf der Herrscher und Dichter einander unbelastet von den Zwängen des Machtgefälles begegnen, M. Valerius Martial redet nicht als Untertan, sondern sein literarischer Doppelgänger jubelt als Spaßmacher dem Darsteller der Rolle "*dominus et deus*" zwanglos zu, setzt Domitian in Führungszeichen und kann in dieser literarischen Parallelwelt z. B. so weit gehen, den Kaiser im achten Buch als auch von ihm, der "komischen Sprecherfigur", sexuell begehrten Mann darzustellen, "von dem der Ich-Sprecher sich *gaudia* erwartet" (S.72).

Räumen wir einmal ein, dass die literarischen Signale den Primärleser dazu veranlassen konnten, 1.6 *nicht* "auf reale Lebensumstände zu beziehen" (S.13). Aber wird damit die historische Realität ein für allemal aus dem Leserhorizont eliminiert, war es den Lesern damit möglich, *nicht* an den Tyrannen zu denken und an ihre und des Dichters

¹ Paul Veyne: *Homosexualität im antiken Rom* in: Ariès/Bejin/Foucault u.a.: *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit* 1984: 40-49.

Stellung zu dieser nicht ganz unwesentlichen Figur? Erscheinen damit die heiklen Huldigungen an Domitian wirklich in einem anderen Licht? Lässt sich das (fiktive) Ausgehen von "der Prämisse, daß Domitian als realer Kaiser literarisch gebildet war und deshalb die Gattungsgesetze des Epigramms gelten ließ" (S.67), mit denen der reale Martial *spielt*, der den Epigrammatiker mimt, nicht auch als bloß subtilere *Spielart* der *adulatio* deuten?

NH glaubt mit seiner *lectio* nicht nur dem Vorwurf der Servilität den Boden entzogen, sondern gleichzeitig die Verteidiger Martials der Mühe enthoben zu haben, im kriecherischen Kaiserlob die mutige *second voice* der Kaiserkritik heraushören zu müssen, z. B. in (6.91):

Sancta ducis summi prohibet censura vetatque
moechari. Gaude, Zoile, non futuis.

"Die heilige Zensur des obersten Herrschers verhindert und verbietet den Ehebruch. Freue dich, Zoilus, (denn) du fickst nicht" (S.70).

(Man vergleiche bei der Gelegenheit Holzbergs ungeschönten Klartext mit Harry C. Schnurs missverständlicher Umschreibung des Tatbestands aus dem Jahre 1984: "Unseres hehren Kaisers Edikt verbietet den Ehebruch. / Zoilus, freue dich, denn du gehst auf die andere Tour"). Der Zweizeiler - so NH - enthalte nicht, wie bisher angenommen, einen Seitenhieb auf die von Domitian wieder in Kraft gesetzte *lex Iulia de adulteriis* des Octavianus Caesar Augustus, sondern sei "einfach sehr witzig" (S.71), weil der angesprochene Zoilus, "der offenkundig ein notorischer Anhänger oraler Sexualpraktiken ist und allein deshalb nicht mit verheirateten Frauen schläft, als loyaler Untertan des Kaisers gelten darf" (S.71). Ja, klingt witzig, aber wird damit bewiesen, was zu beweisen war? Wird mit der Vorstellung eines derartigen "loyalen Untertans" nicht auch der durch die *epitheta* (*sancta, summi*) aufgeblasenen "*censura ducis*" hörbar die Luft ausgelassen? Macht nicht schon das zu Beginn des Pentameters zwei Betonungen tragende "*moechari*" als Inhalt des Verbotes dessen hochtrabende Ankündigung, die den ganzen Hexameter füllt, lächerlich? Und besteht nicht der Zynismus der Pointe darin, dass vorgebliche Gesetzestreue sich gerade einer unter römischen Freigeborenen geächteten Sexualpraktik verdankt?

IV. MUSS OBSZÖNITÄT IMMER KOMISCH SEIN?

Wie bewegt sich NH auf dem von der Fachwelt unisono für nicht zitierfähig eingestuftem glitschigen Parkett der *paedicatorum*, der *irrumationes* und *fututiones*? Das Epigramm hatte zwar, im Unterschied zur Elegie, die Lizenz zum pornographischen Kitzel, war geradezu zur Zote verpflichtet. Martial hat diese Freizügigkeit bedenkenlos ausgereizt und kongenial versifiziert. Nicht umsonst erhebt er im Prolog die "*lascivam verborum veritatem*", "den anstößigen Realismus seiner Worte", zum Programm, zartbesaitete LeserInnen sowie "Porno-Jäger" à la Cato, aber auch Pädagogen waren gewarnt: "Ich schreibe Verse von zu geringer Strenge und keine, die ein Lehrer in der Schule vorlesen kann, Cornelius, beklagst du. Aber diese Büchlein können, wie ihren Gattinnen die Ehemänner, nicht ohne Schwanz (*sine mentula*) gefallen" (1.35).

NH legt an die Obszönität der Gedichte keine moralischen Maßstäbe an, zumal Martial nur namenlose Personen unflätig traktiert. NH stellt sich zunächst auch nicht die Frage nach den Grenzen des (uns) Zumutbaren, er fordert seiner Methodik gemäß mehr Sensibilität für die "Komik dieser Art von Poesie" (S.113). Etwa bei der Lektüre von 3.71:

Mentula cum doleat puero, tibi, Naevole, culus,
non sum divinus, sed scio quid facias.

Da der Schwanz deinem Bürschlein, dir (aber), Naevolus, der Arsch weh tut, (sage ich dir): Ich bin kein Hellseher, aber ich weiß, was du treibst.

Komisch? ... "im Rom der frühen Kaiserzeit konnte man sich offenbar kräftig über Männer amüsieren, die gegen die ihnen von der Sexualordnung zugewiesene Rolle verstießen" (S.114), in der nicht vorgesehen war, dass sich ein Bürger&Edelmann von einem Sklaven bzw. sozial unter ihm Stehenden "pedizieren" ließ. Die umgekehrte Positionierung erregte weder Anstoß noch Häme, bei den Römern, aber nach wie vor in vielen zivilisierten Gesellschaften und Gesellschaftskreisen des 21. Jhdts., wie wir wissen, und nicht nur aus den Hinterzimmern der Stammtischrunden und den Kehlen der Kronzeitungsabonnenten dampfen die Ressentiments gegen die "Widernatürlichen", denen man nur allzu gerne wieder den rosa Winkel verpassen würde.

Erleben wir den "Erzähler in 3.71 ohne weiteres als lustige Figur" (S. 114), wie NH annimmt? Naevolus steht *pars pro toto* für einen sexuell unaussprechlichen Tatbestand, den der Dichter ausposaunt. Die aggressive Bloßstellung (in der Frage des Hexameters) kontrastiert unvermittelt (Ellipse des Scharniers, die Übersetzung ergänzt "sage ich dir") mit der sachlich-unbeeindruckten Antwort im Pentameter. Damit hatte der Autor die Lacher (in Rom) auf seiner Seite. Unter denen wohl auch brave Bürger waren, für die der Reiz darin bestand, sich das (für sich selbst) Unvorstellbare vorzustellen, "wie der 'Schwanz' des *puer* den 'Arsch' des Naevolus penetriert" (S.112). Bravo! Klare Worte, für die NH schon in seinem *Catull*-Buch (2002) einen kühnen Probegalopp geritten hatte (siehe ANHANG) und die in der Diktion der Altphilologie sonst gemieden werden. Aber belustigt er *uns*, der "ich" sagt in 3.71, oder "sperrt er eher den Mund auf", verblüfft von der kruden Unverblümtheit (cf. 6.60)? Witziger wirkt da (auf mich) die Selbstironie in 4.50:

Quid me, Thai, senem subinde dicis?/Nemo est, Thai, senex ad irrumandum. –

Warum, Thais, sagst du mir dauernd, ich sei alt (geworden)? - Niemand, Thais, ist zu alt für den Oralverkehr.

Oder die die Funktionen des Anus verar..., pardon, veräppelnde Koprolalie in 9.69: Cum futuis, Polycharme, soles in fine cacare./ Cum pedicaris, quid, Polycharme, facis? -

Wenn du fickst, Polycharmus, schießt du gewöhnlich am Schluss. /Wenn **du** gebumst wirst, wie ergeht's dir dann, Polycharmus? (Ü: RS)

Aber wie gelingt es uns, das folgende Gedicht "lustig" oder "komisch" zu finden? Auf's Infamste attackiert wird eine *vetula*, d. h. eine ältere, sexuell aktive Frau, und zwar so aktiv, dass sie wie die von Sallust dafür getadelte Sempronia "saepius peteret viros quam peteretur".

Quid vellis vetulum, Ligeia, cunnum?

Quid busti cineres tui lacessis?

Tales munditiae decent puellas

--Nam tu iam nec anus potes videri--;

Istud, crede mihi, Ligeia, belle

Non mater facit Hectoris, sed uxor.

Erras, si tibi cunus hic videtur,

Ad quem mentula pertinere desit.

Quare si pudor est, Ligeia, noli

Barbam vellere mortuo leoni. (10.90)

Was zupfst du die Haare von deiner alten Fotze, Ligeia? Was reizt du die Asche noch in deinem Grabe auf? Kosmetik solcher Art schickt sich für junge Frauen - dich kann man nicht einmal mehr als alte Frau betrachten. Das, glaube mir, Ligeia paßt nicht gut zu der Mutter Hektors, sondern zu seiner Frau. Du irrst, wenn dir dies eine Fotze (zu sein) scheint, bis zu der ein Schwanz sich zu erstrecken aufgehört hat.

Deshalb, wenn du noch ein Schamgefühl hast, dann zupfe nicht einem toten Löwen den Bart.

Laut NH war für die Zeitgenossen schon die unerhörte Tatsache, dass eine Frau, noch dazu eine *vetula*, sexuell die Initiative ergriff, eine "Quelle großer Heiterkeit" (S.114). Eher großer Häme, würde ich meinen. Und die Vehemenz der Verunglimpfung gibt eine Ahnung von dem misogynen Potential speziell des römischen Patriarchats. Hatte Horazens 8. Epode bei ihrem Wühlen in der Anatomie der *vetula* den Anblick der Vulva noch ausgespart und die Frau immerhin noch der sexuellen Aktivität für würdig gehalten ("ore laborandum est tibi"), zeigt der Zoom des Epigramms ein Geschlechtsteil, das keines mehr sein soll, eine Frau, die nicht mehr als solche definierbar ist. Wie sich diesem Gedicht überhaupt nähern? Das uns heute durch seine menschenverachtende Intensität abweist, die, sollte sie mit dem Gelächter der männlichen Primärleser beantwortet worden sein, als "mildernden Umstand" für sich nur die Angst des (römischen Mannes) vor den Frauen beanspruchen kann, die aus der ihnen zugeordneten Unterwürfigkeit ausbrechen (cf. z.B. 7.75) und den Mann in die Defensive drängen oder sich Frauen zuwenden (cf. Attacke auf lesbische Frauen in 1.90).

Dürfen wir heutigen LeserInnen uns ohne weiteres hinter den Befund "abstoßend", "ekelhaft" zurückziehen, oder ist es die (männliche?) Angst vor der Wahrheit, die - nach Nietzsche - "Gründe hat, ihre Gründe nicht sehn zu lassen" und deshalb schamhaft verschleiert bleiben soll? Wie lohnend ist eine feministische Auslegung dieser Form männlicher (Selbst-) Entblößung? Die Herausgeber (und die Verlage) respektieren jedenfalls die Grenzen des guten Geschmacks und Gedichte wie 10.90 oder auch 3.71, geschweige denn 11.47 (s.u.), fehlen in den Schulausgaben, aber z.B. auch in der "Studienausgabe" von Barié/Schindler oder werden - wie in der älteren Reclamausgabe - durch die Übersetzung "genießbar" gemacht. Was sich einprägt, ja eingräbt, ist, jenseits der Brutalität der Invektive, die über den verfallenden Körper ausgetragen wird, jenseits der Irritation, die dabei die sexuelle Diskriminierung auslöst, der ungerührte Naturalismus der Beschreibung, die "*verborum veritatem*", die nicht ein schlüpfriges Gewieher, sondern einen Abwehrreflex auslöst, ohne dass man aber den Blick losreißen kann, als wäre da eine undefinierbare Klebrigkeit, eine abgründige Verführung, die gleichzeitig abstößt und anzieht. Eine ähnliche verbale Vivisektion defekter Körperlichkeit dient in einem anderen Gedicht dazu, die makellose Physis eines Mädchens mit ihrer - lusttötenden - Borniertheit grell zu kontrastieren:

Vis futui nec vis mecum, Saufeia, lavari:/ nescio quod magnum suspicor esse nefas./ Aut tibi pannosae dependent pectore mammae/ aut sulcos uteri prodere nuda times/ aut infinito lacerum patet inguen hiatus/ aut aliquid cunni prominet ore tui./ Sed nihil est horum, credo, pulcherrima nuda es./ Si verum est, vitium peius habes: fatua es.

Du willst gevögelt werden, Saufeia, aber willst nicht mit mir baden. Irgendeinen großen Makel muss ich da vermuten: Entweder hängen dir wie Lappen die Euter von der Brust oder du befürchtest, dass nackt die Falten deines Unterleibs zum Vorschein kommen, oder dein aufgerissener Schoß klafft in einem Schlund ohne Ende oder etwas steht vor aus der Öffnung deiner Fotze. Aber nichts von alledem trifft zu, glaube ich, nackt bist du wunderschön. Wenn das wahr ist, hast du ein noch schlimmeres Gebrechen: du bist strohdumm. (Ü: RS)

Der "ich" Sagende selbst, wenn er von seinen erotischen Erfahrungen berichtet, zeige - so NH - keine Bedenken, augenzwinkernd zu prahlen (cf. 9.67) oder sich anzüglich in die Nähe des Typus zu rücken, der zwar "viel über Sex redet" und oft "Obszönitäten im Munde führt" (S.118), in actu aber öfters eine komische Figur abgibt. Als Voyeur jedoch, der zum Voyeurismus verleiten will, ist die "komische Sprecherfigur" in ihrem Element, so, wenn er in 11.104 all die erlaubten (und gewagten) "Extras" beim Namen nennt, die ihm seine Partnerin *vorenthält*, darunter u. a.: "Dich in den Arsch zu ficken, lehnst du ab, (doch) es

schenkte dies Cornelia dem Gracchus, Julia dem Pompeius, Porcia dir, Brutus". Die Nennung der "Präzedenzfälle" (S.117) aus der guten alten Zeit klang in den Ohren der Primärleser sicherlich lustig, und von der sexuellen Etikette gestresste Männer fanden hier - auch der Verkaufserfolg der Epigramme beweist das - offenbar Erleichterung, konnten sie bei der Lektüre doch die hinter dem Verbot gestaute *libido* gefahrlos abreagieren. In dieser Hinsicht muss das Gedicht 11.47 ein wahres Laxativum gewesen sein:

Omnia femineis quare dilecta catervis
balnea devitat Lattara? Ne futuat.
Cur nec Pompeia lentus spatiat in umbra
nec petit Inachidos limina? Ne futuat.
Cur Lacedaemonio luteum ceromate corpus
perfundit gelida Virgine? Ne futuat.
cum sic feminei generis contagia vitet,
cur lingit cunnum Lattara? Ne futuat.

Weswegen meidet Lattara alle Bäder, die Scharen von Frauen lieben? Damit er nicht ficken muß. Warum spaziert er nicht gemächlich im Schatten (der Säulenhalle) des Pompeius und sucht nicht die (Tempel)Schwelle der Isis auf? Damit er nicht ficken muß. Warum bespült er den mit spartanischer Salbe beschmierten Körper mit dem Wasser der eisigen Virgo? Damit er nicht ficken muß. (Denn sportliche und sexuelle Aktivität schließen sich Hor. c1.8 zufolge gegenseitig aus). Wenn er so sehr den Kontakt mit dem weiblichen Geschlecht meidet, warum leckt Lattara (dann) Fotzen? Damit er nicht ficken muß.

Die penible Übersetzung&Kommentierung durch NH macht hier exemplarisch deutlich, warum Martial zu übertragen mitunter Schwerarbeit ist, setzt der Text doch eine Menge Konnotationen voraus, die seine ersten Leser mit-hörten, wir aber erst rekonstruieren müssen. Stilistisch "stimulierend" wirken der hämmernde (bei Martial beliebte) Refrain am Ende jedes Pentameters, mit seiner die Lesererwartung durchkreuzenden Botschaft, und die Klimax, die abbildet, wie "tief" - nach römischer Sexualekonvention - der Protagonist zu sinken bereit ist, "damit er nicht ficken muß".

Genial, die böse Zunge des Erzählers! Wie da einer, der mit Frauen nicht kann, aber keine Alternative zu haben scheint, und diesen trotz aller Ausweichmanöver nicht ent-, sondern, *venenum in cauda*, auf den Cunnilingus kommt, was die Frauen offenbar goutierten, den Ruf des "Linguisten" aber vollends ruiniert. Ja, Komik kommt auf, je länger ich mir Lattaras Flucht vor den Frauen, mit denen er sich - warum auch immer - nicht vereinigen mag, vor Augen halte, diese vom Erzähler mit seinem schadenfrohen "Damit er nicht ficken muß" verhöhnnte hektische Koitus-Prävention endet als Flucht nach vorn: Hechelnd zwischen den Beinen einer Frau. Und dabei könnte es Lattara - *auctore quamquam nolente* - große Freude bereitet haben, etwa so wie dem "poetischen Ich" in Rolf Hochhuths Gedicht *Dein Duft*

- nach unserem Ritus:
In dein Zentrum
mein Gute Nacht-Kuß,
bleibt als Fluidum
in meinen Nüstern
den ganzen nächsten Tag!

Verdüstern
dann, wer's immer mag,
speziell die Kollegen,
mein Sinnen, mein Tun
macht noch dein Duft gegen
alles Widerwärtige immun.
(In: *Nietzsches Spazierstock*, 2004: S. 262)

Mein Fazit zu Valerius Martialis: Ein souveräner Meister der bösen und schlüpfrigen Zunge, der Anstoß erregt und die Dinge beim Namen nennt, mehr um der Wahrheit als um der Moral die Ehre zu geben. Martial empört sich nicht, er ist Realist. Wenn sein fast immer übelgelaunter Zynismus selten genug pausiert, dann, um sich in aller Unschuld seines kategorischen Imperativs zu vergewissern, der da lautet: Genieße das Leben - es ist unerschöpflich, bietet es nicht auch den Schlaf? (10.74) - und bedaure die Toten, sie haben Alles verloren. Ein selbstbewusster und selbstironischer Stilist, der seine Sprache punktgenau und prägnant einsetzt, sozusagen mit traumwandlerischer Sicherheit. Als könnte er gar nicht anders. Als bedürfte es eines Beweises, kehren wir zurück zu dieser Orgie zynischer Servilität, die 1. 6 für mich ist und bleibt:

Aetherias aquila puerum portante per auras
 inlaesum timidis unguibus haesit onus:
 nunc sua Caesareos exorat praeda leones
 tutus et ingenti ludit in ore lepus.
 Quae maiora putas **miracula**? summus utrisque
 auctor adest: haec sunt Caesaris, illa Iovis.

Das Wunder(bare) der Dressur des Löwen, die mit dem Kaiser assoziiert wird, das Wunder des vom Adler (=Zeus) unbeschadet entführten *puer* (Ganymed), das Doppelwunder also, *miracula*, ist in Vers 5 durch die seltene bukolische Diärese markiert, Wortende nach dem 4. Fuß. Die Frage "Quae maiora putas **miracula**?" bereitet die Pointe vor, die Huldigung an den göttlichen Caesar. Die vier vorangehenden Verse bilden das WUNDER, die Geborgenheit von *puer* bzw. Hasen in den Krallen bzw. dem Rachen ihrer Partner wunderbar ab: durch eine Fülle von bergenden und umarmenden HYPERBATA.

Vers 1: quasi ein *versus aureus*, statt dem Verb steht der (zu schützende) *puer* im Zentrum
 Vers 2: Versrahmung durch ein Hyperbaton, das eine Periphrase bildet (*inlaesum onus = puer*)
 Vers 3: Doppelhyperbaton, *Caesareos leones* "verschränkt" mit der Periphrase *sua praeda*, das vertrauensbildende Verbum im Zentrum (*exorat*), wieder beinahe ein "goldener Vers"
 Vers 4: Versrahmung durch Hyperbaton (*tutus - lepus*), das zusammen mit dem Hyperbaton *ingenti - ore* wiederum das Verb zentriert.

Höchste Sorgfalt im Umgang mit den Mitteln der Rhetorik, mit Personen hingegen springt der Dichter skrupellos um, die Wirkung geht fast ausschließlich auf deren Kosten, aber er will damit nicht nur erheitern oder zerstreuen, wie NH behauptet, nein, er schlägt zu, er bedient die Schadenfreude, das stets auf der Lauer liegende Ressentiment, und nicht zu knapp. Wahr ist, was er selbst über seine Darstellung sagt: "*hominem pagina nostra sapit* (10.4, 10) - "Nach dem Menschen schmeckt jede Seite von mir" (Barié/Schindler), und *auch* nach der Galle eines Gehetzten, den seine Sprachwut nicht zur Ruhe kommen lässt, auf immer und ewig verurteilt - zur giftigen Pointe. Dem Sprachgenie bleibt nur (?) die Genugtuung der Gewissheit seiner im Epigramm 6.60 verkündeten Selbsteinschätzung. Überzeugend, fürwahr, wie im Sog der Asyndeta (*laudat, amat, cantat / pallet, stupet, oscitat, odit*) - Schlag auf Schlag, die Wirkung steht dem Leser ins Gesicht geschrieben, - der Wille des Autors (*hoc volo*) triumphiert: *nunc nobis carmina nostra placent*.

Laudat, amat, cantat nostros mea Roma libellos,
 meque sinus omnes, me manus omnis habet.
 Ecce rubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit.

Hoc volo: nunc nobis carmina nostra placent.

Mein Rom lobt, liebt, rezitiert meine Büchlein,
 mich birgt jeder Gewandbausch, mich hält jede Hand.
 Sieh, manch einer wird rot, erbleicht, stutzt, sperrt den Mund
 auf, empört sich.

Und genau das will ich: Jetzt gefallen mir meine Gedichte.
 (Übersetzung: Barié/Schindler)

Verwendete Literatur

- Albrecht, Michael von: Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Neuzeit. Bern, Francke Verlag 1992.
- Martial. Epigramme. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Harry C. Schnur, 1984 (= RUB 1611).
- Valerius Martialis: Epigramme. Auswahl Ausgabe. Lateinisch-deutsch. Hg. von Paul Barié und Winfried Schindler. Düsseldorf/Zürich (Artemis und Winkler), 2002.
- Laska, Bernd A.: Wilhelm Reich (rowohlts monographien 298), 1993.
- Ribits, Erich: Bildung als Ware? Wider die Dominanz des ökonomischen Denkens in: AHaes Nr.6/Jänner 2003.
- Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt 1983.

ANHANG²

Matthias SCHULZ' über Niklas HOLZBERGS „Catull – Der Dichter und sein erotisches Werk“

DER SPIEGEL 14/2002 - 30. März 2002

Großmaul vom Gardasee

Zoten, Sex und Pornografie - ein Altphilologe hat den vulgärsten Dichter Roms neu entdeckt. Sein Name: Catull.

Europa, 55 vor Christus: Wie ein Donnergott fegt Julius Cäsar über den Erdkreis. Seine Truppen morden in Gallien. Im Sommer des Jahres greift eine Flotte nach Britannien aus. Beutegold schwappt in die Hauptstadt. Der Feldherr lockt mit "Brot und Spielen".

Einer aber schmähte den hakennasigen Strategen. Cäsar sei zwar ein "gebildetes Bürschchen", witzelte er, aber auch eine "Tunte", insgesamt ziemlich "pervers" und überhaupt eine "schamlose Schwuchtel".

Böse war das nicht gemeint. Denn auch er, bekannte der Kritiker freimütig, sei nicht ohne Tadel. Jüngst habe er den Sklaven seiner Geliebten "beim Wichsen" erwischt. "Den hab ich - Venus steh mir bei! - sofort mit meinem Steifen gebumst."

Der hier mit stechendem Versmaß und in der Drohpose eines Schimpansen pöbelt, galt bislang als Säulenheiliger humanistischer Bildung. 2300 Verse sind von dem Lyriker Gaius Valerius Catullus erhalten. Im Kanon der Schulbuchautoren hat er einen festen Platz.

Doch die Gedichte, die Generationen von Primanern lernten, wurden beim Übersetzen verfälscht und geschönt. Der Münchner Altphilologe Niklas Holzberg hat jetzt ein ungeschminktes Buch über den Klassiker vorgelegt. Manche Verse, so der Forscher, seien so derb wie "Männerwitze oder Schmierereien in öffentlichen Toiletten".

Inzest, Onanie und hohe Minne, viel Gift und Unflat, aber auch große Gefühle verpackt Catull in seinen Distichen und Jamben. Mal tändelt er wie die Dichterin Sappho, dann wieder greift er zu seinem Lieblingsbegriff "futuere": "Das Wort bezeichnet den Koitus, ist aber Gassenjargon", erklärt Holzberg. Auf den Klowänden von Pompeji ist der Ausdruck häufig zu finden.

Mit der Gosse - keine Frage - hielt Catull engen Kontakt. "Zwerge und Straßencasanovas", kalauert er, würden Rom besiedeln. Ein gewisser Egnatius gurgelte mit Urin. In Gedicht Nummer 15 droht er, einem Rivalen "Rettiche und Fische" in den Hintern zu stecken.

Solche Zoten haben Lateinlehrer bislang geschickt vertuscht. Wo Catull unverblümt übers "Blasen" redet und Fellatio meint, erklang bei ihnen ein "Flötenspiel". "Mentula" verniedlichte die Zunft zum "Schwänzle". So blieben nur wenige "dunkle Punkte im Blütenflor der Liebeslieder" (der Altphilologe Rudolf Helm).

Doch zum Moralisten und "Systemkritiker", der angeblich die "Günstlingswirtschaft und Korruption" der späten Republik geißelte, hat Catull in Wahrheit nie getaugt. Holzbergs Übersetzung macht klar: Der Römer war ein Hanswurst und schlimmer

² Anm. d. Autors: Dankenswerterweise zur Verfügung gestellt von Koll. Mag. Alois AUER; Anm. d. Red.: Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des SPIEGELS.

Spaßvogel, der seine Leser unterhalten wollte - bis (nach eigener Auskunft) die Hose "feucht vor Erregung" ist.

Fast nimmt es Wunder, dass der antike Erotomane auf die Nachwelt kam. Nur ein einziges Exemplar seiner Vers-Sammlung gelangte, von Mönchen kopiert, durch die Wirren der Völkerwanderung. Um 1300 tauchte die Handschrift in Oberitalien auf. Der vergilbte Text enthielt 116 Gedichte.

Über Catull selbst ist fast nichts bekannt. Klar ist nur, dass er als Sohn einer reichen Familie in Verona zur Welt kam und jung starb. Der Vater besaß wahrscheinlich einen Landsitz in Sirmione am Gardasee.

Wohl um 61 vor Christus wechselte der Knabe aus der sittenreinen Provinz nach Rom, wo er alsbald ein schlimmes Lotterleben führte. In dieser Hinsicht hatte die Hauptstadt einiges zu bieten.

Auf den Straßen der sittenlosen Metropole spielten damals Hunde mit den abgehackten Händen von bestraften Dieben. Fäkalien wurden aus den Fenstern der hoch ragenden Mietshäuser geschüttet. Im Stadtteil Subura lebten kasernierte Huren. Auf dem Marsfeld standen Lustknaben und "Kinäden", die sich schminkten und mit Bimsstein die Beinhaare entfernten.

In dieser rohen, von christlichen Empfindlichkeiten noch freien Welt, herrschte zugleich eine andere Sexualordnung: Die Römer lebten streng phallokratisch: Nur der Penetrierende galt als männlich. Wer eindrang, war mächtig, hart und stark. Wer unten lag - ganz gleich ob Frau, Knabe oder Sklave -, spielte den weiblich-weibischen Part.

In dieser Mackerszene machte der Jungreimer aus Verona nicht immer die beste Figur. Schon während seiner Militärzeit 57/56 vor Christus am Schwarzen Meer geriet er unter "den Balken" des Prätors Memmius: Er musste ihm zu Willen sein.

Zurück in Italien stürzte sich der Jüngling in neue Abenteuer. Lesbia, eine Dame aus bestem Hause, untreu, kokett, garstig, trieb ihn zur Raserei. Große Elegien gebar der Unglückliche, Verse, die ihn unsterblich machten. Zugleich ist Catull ein Pionier. Als Urtyp des Minnesängers schleuderte er seine Leidenschaft als erster Römer in der Ich-Form heraus.

Doch auch beim Fluchen war der Mann Weltklasse. Ob Mundgeruch oder Achselschweiß - keine Verunglimpfung schien ihm zu billig, keine Formulierung zu eklig. Mal bezichtigte er eine Frau (deren Namen er nennt), sie treibe auf dem Friedhof Sex mit Leichenverbrennern. Dann wieder tadelte er einen Kollegen als Verfasser von "Scheißschriften".

"Verschont bist du vom Schweiß, verschont vom Speichel, von Schleim und bösem Schnupfen", pöbelte er den Ex-Freund und "Hungerleider" Furius an, der vor lauter Armut ganz dürr und ausgetrocknet sei. "Zu dieser Reinlichkeit nimm hinzu die reinlichere, dass dein Arschloch sauberer ist als ein Salzfässchen, und du im ganzen Jahr nicht zehnmal kackst, und das ist dann härter als Bohnen und Steinchen."

Nicht alle Jamben und Hexameter sind heute zitierfähig. Rom war rau und derb und voller wollüstiger Heiden. Auf Orgien, mit Gänsekeulen im Mund und von süffigem Wein benebelt, glaubt Holzberg, habe Catull seine Kleinkunst zum Besten gegeben: "Der Mann wollte belustigen und sexuell erregen."

Und was sagte Cäsar? Ignorierte er den Tunten-Vorwurf? Ging er gegen den Spaßvogel gerichtlich vor? Nichts von alledem.

Historischen Quellen zufolge soll er den Lyriker auf marmornen Terrassen zu einem opulenten Gastmahl geladen haben. Dort wurde die ganze Nacht gelacht und gespaßt.

Grund für die kuschelige Reaktion: Wahrscheinlich stimmte der Vorwurf.